Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

University of Illinois Library

DEC -4 1956

REMOTE STORAGE

L161—H41

Ein Beitrag

zu Theodor Storm's Stimmungskunst.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde der hohen Philosophischen Fakultät der Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen

vorgelegt von

Hermann Stamm

aus Kuhle, Kreis Solingen.

Tag der mündlichen Prüfung: 22. Juli 1914.

Eckernförde

Verlag von C. Heldt

1914.

Dekan: Prof. Dr. Falckenberg.
Referent: Prof. Dr. Saran.

834588
DS78
cop.3

REMOTE STORAGE

5 Jan 27 Vam

Meinen Eltern
und dem Andenken meines Bruders Wilhelm
gewidmet.

a blec 24 of

p 52967,

Zu dieser Arbeit wurde folgende Literatur benutzt:

1. Theodor Storm's sämmtliche Werke. Neue Ausgabe in acht Bänden. Braunschweig, Verlag von George Westermann. (Nach dieser Ausgabe wird in vorliegender Arbeit zitiert.)

2. Gertrud Storm: Theodor Storm, ein Bild seines Lebens. Berlin, Verlag von Karl Curtius, I. Band: Jugendzeit (1912), II. Band: Mannesalter (1913).

3. Gertrud Storm: Theodor Storm's Brief in die Heimat (1853—64), Verlag von Karl Curtius, Berlin 1907.

4. Gertrud Storm: Aus Theodor Storm's letzten Stunden. (Westermann's Monatshefte Bd. 97 [Okt. 1904 — März 1905] S. 132—138.)

5. Theodor Storm, Nachgelassene Blätter. (In der Deutschen Rundschau, Bd. 57.)

6. Albert Köster: Briefwechsel Storm — Keller, (Deutsche Rundschau, Bd. 117.)

7. Jakob Bächtold: Briefwechsel Storm — Mörike, Stuttgart 1891.

8. Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Emil Kuh, veröffentlicht von R. Kuh. (Westermanns Monatshefte Bd. 67.)

9. Wolfgang Seidel: Theod. Storm's Briefe an Friedrich Eggers. Berlin 1911.

10. Wilhelm Jensen: Heimat-Erinnerungen II: Th. Storm. (Velhagen & Klasings Monatshefte, Jahrgang 14. 1899/1900.)

11. Ludwig Pietsch: Th. Storm. Persönliche Erinnerungen. (Vossische Zeitung. 8.—13. Juli 1888.)

12. Ludwig Pietsch: Th. Storm. Eine Lebensskizze. (Westermanns Monatshefte, Bd. 25.)

13. Erich Schmidt: Th. Storm zum Gedächtnis. (Deutsche Rundschau, 1888.)

14. Erich Schmidt: Th. Storm. (In der „Allgemeinen Biographie", Bd. 36.)

15. Adolf Stern: Th. Storm. (In seinen „Studien zur Literatur der Gegenwart." Dresden 1895.)

16. Alfred Biese: Th. Storm. (Preußische Jahrbücher, Bd. 60.)

17. Alfred Biese: Th. Storm. (In seinem Buche: „Lyrische Dichtung und neuere deut. Lyriker." Berlin 1896.)

18. Alfred Biese: Th. Storm und der moderne Realismus. Berlin 1888.

19. Alfred Biese: Aus der Stadt Th. Storms. (Im Deutschen Wochenblatt. Jahrgang 11.)

20. Paul Schütze: Th. Storm, sein Leben und seine Dichtung. Verlag von Paetel, Berlin 1913.

21. Hermione von Preuschen: Erinnerungen an Th. Storm. (Deutsche Revue. Jahrgang 24 Bd. 3.)

22. Eduard Bertz: Th. Storm in Potsdam. Potsdam 1910.

23. Theodor Fontane: Der Tunnel über der Spree. Deutsche Rundschau, Bd. 87 April—Juni 1896 S. 214—229.) Werke 2. Serie 3 S. 59 ff.

24. Klaus Groth: Th. Storms sämtliche Schriften. (Westermanns Jahrbuch der illustrierten deutschen Monatshefte, Bd. 25. Jahrg. 1869.)

25. Erich Schmidt: Th. Storm. (Deut. Rundschau Bd. 24, Jahrg. 1880 S. 31—56.)

26. Willrath Dreesen: Romantische Elemente bei Theod. Storm. Diss. Bonn 1905.

27. A. Vulliod: Les sources de l'émotion dans l'oeuvre de Theod. Storm. Revue germanique, Bd. III.)

28. Julius Bab: Storm und die Lyrik. (Westermanns Monatshefte Bd. 99.)

29. Paul Remer: Theodor Storm als lyrischer Dichter. Berlin 1897.

30. Ernst Knodt: Theod. Storm als Lyriker. (Monatsblätter für deut. Literatur, Bd. 2.)

31. Walther Herrmann: Theod. Storms Lyrik. (17. Band der „Probefahrten", herausgegeben von Albert Köster, Leipzig 1911.)

32. Th. Matthias: Th. Storm als Novellist. (Zeitschrift für den deut. Unterricht von Lyon. 13. Jahrg., Heft 8.)

33. Hans Eichentopf: Theod. Storms Erzählungskunst in ihrer Entwicklung. Marburg 1908.

34. Hugo Gilbert: Th. Storm als Erzieher. Lübeck 1904.

35. Hans Bracher: Rahmenerzählung und Verwandtes bei Keller, C. F. Meyer, Storm. Bern 1909.

36. Moritz Goldstein: Die Technik der zyklischen Rahmenerzählungen Deutschlands von Goethe bis Hoffmann. Berlin 1906.

37. Agnes Waldhausen: Die Technik der Rahmenerzählungen bei Gottfried Keller. (Bonner Forschungen, Neue Folge II. Berlin 1911.)

38. Bernhard Seuffert: Beobachtungen über dichterische Komposition. Germ.-rom. Monatsschrift I, 1909.

39. Gräfin zu Reventlow: Erinnerungen an Theod. Storm. (Frankfurter Zeitung 1897 Nr. 71.)

40. Ilse Frapan: Theod. Storm. (Magazin f. d. Lit. des In- u. Auslandes 1883 S. 267 ff.)

41. Karl Hunnius: Ein Besuch bei Th. Storm. (Daheim, Jahrg. 29 Nr. 52.)

42. P. Güldner: Th. Storm. (Akad. Monatsbl. 1896 S. 163 ff.)

43. K. Berger: Th. Storm. (Blätter für lit. Unterhaltung. 1897, S. 593 ff.)

44. E. Esmarch: Th. Storm und die Welt des Gemüts. (Monatsbl. f. d. Lit. Bd. 8, Nr. 10.)

45. E. Lissauer: Th. Storm als Lyriker. (Wissen für Alle, Jg. 1907 Nr. 18 und 19.)

46. Paul Heyse: Vorreden zu „Eine Malerarbeit“ und „Aquis submersus“ im Deut. Novellenschatz.

47. W. Lobsien: Die erzählende Kunst in Schleswig-Holstein von Storm bis zur Gegenwart. (Altona 1908.)

48. W. Lobsien: Storms Novellen. (Heimat 1908, S. 165—172, 192—197.)

49. H. Wolgast: Pole Poppenspäler (Jugendschriftenwarte 1907 S. 13 ff.)

50. J. Rohweder: Aus der Jugendzeit Th. Storms. (Schlesw.-Holst. Zeitschr. f. Kunst u. Lit. 1906/07 Nr. 18.)

51. D. v. Liliencron: Th. Storm. (Schlesw.-Holst. Rundschau f. Kunst u. Lit. 2. Jahrg. 1907/08 Nr. 12.)

52. Leo Langer: Die Tier- und Kinderseele bei Th. Storm. (Zeitschr. d. U. Bd. 22, Nr. 9.)

53. Fritz Böhme: Nachlaßband zu Storms Werken. (Westermann, Braunschweig 1914.)

54. Otmar Schissel von Fleschenberg: Novellen-Komposition in E. T. A. Hoffmann's Elixieren des Teufels. Ein prinzipieller Versuch. Halle 1910.

55. Ernst Bertram: Studien zu Adalbert Stifters Novellentechnik. Dortmund 1907.

56. Johannes Volkelt: System der Aesthetik. München 1905, 1910.

57. Karl Rosenkranz: Die Aesthetik des Häßlichen. Königsberg 1853.

58. Enno Krey: Das Tragische bei Theodor Storm. Marburger Diss. 1914 (Diese Dissertation, die einen Enkel Theod. Storms zum Verfasser hat, erschien während der Drucklegung dieser Arbeit.)



Beim Lesen von Storms Werken merken wir deutlich, wie wir in eine vom Dichter beabsichtigte Stimmung hineingezwungen werden. Storm versteht es, sowohl seine Lyrik als auch seine Novellen, in eine Stimmung einzutauchen, die mit geheimnisvollem, bezauberndem Reiz einwirkt und noch lange in uns nachklingt. Über manchen seiner Dichtungen liegt ein Stimmungshauch von einer Zartheit, wie der Duft über der reifen Frucht, über der blauen Traube, sodaß den Leser das Gefühl überkommt, als winke uns der Dichter leise heran, nähme uns sanft an der Hand und ließe uns mit teilnehmen an der bewundernden Betrachtung des geheimnisvollen Lebens in Natur- und Menschenwelt — so wie man behutsam an einen schönen Schmetterling herantritt, der mit geöffneten Flügeln an einer Blume hängt. Nur nicht berühren, damit der leuchtende Schmelz nicht verletzt wird.

Dabei verzichtet Storm auf breite Stimmungsmalerei; oft deutet er nur an. „Storm ist Meister in der Kunst, durch das Unausgesprochene zu wirken und im Dämmerschein ahnen zu lassen, was andere in ein helles, oft zudringliches Tageslicht rücken." [1]) Storm will die „letzte Schwingung, den letzten noch hörbaren Ton, nicht erklingen lassen, seine Kunst will nur das Vorletzte darstellen, nicht das Letzte, sie will nicht am Intimen freveln." [2]) Hiermit stimmt zusammen, was Adolf Bartels von Storms Dichtungen sagt: „Der Dichter sieht die Welt, Natur- und Menschenleben stets wie durch einen Schleier, ohne daß dieser Schleier doch gerade verdüsterte — er kann sich im Gegenteil auch wie ein goldener Schein um Menschen und

[1]) Erich Schmidt, Deutsche Rundschau, Juli 1880 S. 38.

[2]) Brief von Emil Kuh an Storm vom 12. 3. 1874, Westermanns Monatshefte Bd. 67, Jahrg. 1889/90 S. 367.

Dinge legen — und ohne daß er falsches Sehen herbeiführt." Fontane, der Storm in Potsdam öfter besuchte und Gelegenheit hatte, Vorträge eigener Werke von ihm zu hören, berichtet darüber:[1]) „Es klang immer, als würde das, was er (Storm) vortrug, aus der Ferne von einer leisen Violine begleitet." Erich Schmidt[2]) vergleicht Storms Erzählungsweise mit einem „Geigenspiel mit Sordinen." Er gibt Storm nicht bei denen einen Platz, „die als glänzende Meteore die Welt blenden," wohl aber bei denen, die als „sanfte Sterne den Blick andächtiger Menschen allgemach anziehen und festhalten."

Wie erreicht der Dichter diese Herrschaft über unser Gemüt?

Bei der Darlegung der hier in Betracht kommenden Einzelheiten der Storm'schen Stimmungskunst kann es leicht geschehen, daß der zergliedernde Verstand auch dort einen Kunstgriff des Dichters zu erkennen glaubt, wo es sich bei diesem nur um den schlichten, unmittelbaren Ausdruck seines künstlerischen Empfindens handelt, das unbewußt, aus Naturnotwendigkeit, nicht anders kann. Das künstlerische Empfinden ist aber letzten Endes auch der Untergrund alles dessen, was wir absichtliche, bewußte Technik nennen. Es ist eben „das Wesen des deutschen Geistes, daß er von Innen baut." (Richard Wagner.) Es handelt sich also, wie bei aller Kunst — so auch bei Storm's Stimmungskunst — um denselben Prozeß, wie ihn Goethe im Gespräch mit Eckermann (6. Mai 1827) schildert: „Ich empfing in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot; und ich hatte als Poet weiter nichts zu tun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so

---

[1]) Fontane: Der Tunnel über der Spree. Deutsche Rundschau, Mai 1896 S. 223. Siehe ebenfalls: Autobiographie von Fontane aus den Jahren 20—30, hier Kap. 4.

[2]) Allgemeine Biographie, Band 36, S. 453.

zum Vorschein zu bringen, daß andere dieselben Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen."

Es scheint somit für die vorliegende Untersuchung zweckmäßig, zunächst den „Anschauungen und Eindrücken" nachzugehen, aus denen Strom's eigenartige Dichtkunst ganz natürlich erwächst — und dann analysierend die Einzelheiten der technischen Mittel herauszustellen, die in ihrer Summe die Storm'sche Stimmungskunst ausmachen. Demnach ergibt sich für diese Arbeit eine Zweiteilung:

I. eine Analyse des bisher vorhandenen biographischen Materials,

II. eine solche seiner Dichtungen — beide vom Gesichtspunkt der Stimmungskunst aus.

I.

Storm hat sich in seinem Briefe an Emil Kuh [1]) vom 13. August 1873 über seine Abstammung ausgesprochen. Ebenso gibt uns seine Tochter Gertrud [2]) darüber nähere Auskunft. Demnach ist „Storm dem Mannesstamme nach niederdeutschen Ursprungs. Westermühlen (Kreis Rendsburg), wo die Storms durch viele Generationen Erbpachtmüller waren, ist ein niedersächsisches Dorf. Der weiblichen Abstammung nach ist Storm ein Friese." Von seiner Familie berichtet Storm an Mörike: [3]) „In Husum lebte ich gleichfalls in einer Atmosphäre ehrenhafter Familientraditionen; fast alle Handwerkerfamilien hatten in irgend einer Generation einen Diener oder eine Dienerin unserer Familie aufzuweisen. — . . . . Meine Mutter gehörte durch ihre beiden Eltern dem jetzt ausgestorbenen althusumer Patriziate an, woraus Jahrhunderte hindurch die bedeutenden Kauf-

[1]) Westermanns Monatshefte Bd. 67.

[2]) Gertrud Storm: Theod. Storm, ein Bild seines Lebens, Berlin 1912.

[3]) Bächtold: Briefwechsel Mörike-Storm, Stuttgart 1891 S. 44.

herren, die Syndici und Bürgermeister der guten alten Stadt hervorgingen." In seiner Erzählung „Unter dem Tannenbaum„ (Bd. I S. 197—199) spricht Storm von seinen Vorfahren als von angesehenen und wohldenkenden Männern, „die im Lauf der Zeit ihre Kraft und ihr Vermögen auf mannigfache Weise ihren Mitbürgern zugute kommen ließen und so in der Heimat wurzelfest geworden waren." Mit ganz besonderer Achtung erzählt Storm von seinem Vater.[1] „Mein Vater ist ein Mann ohne alle Selbstsucht als Advokat . . . . . von einer keuschen Ehrenhaftigkeit . . . . im ganzen Lande war er hochgeachtet und geschätzt, er hatte wirkliche Freunde in allen Schichten. . . . In gewissem Sinne kann ich sagen, daß er in der kräftigen Zeit seines Wirkens der angesehenste Mann in Stadt und Land war. „Der ole Storm" — das Wort wurde mit einer gewissen Ehrerbietung ausgesprochen." So konnte Storm mit berechtigtem Stolz und freudigem Gefühl von seinem Geschlecht reden — und er tut das in seinen Dichtungen oft. Er weiß dadurch jene Stimmung in uns zu erzeugen, die über uns kommt und uns so wohl tut, wenn wir jemand mit Achtung, Liebe und Dankbarkeit von seinem Elternhause erzählen hören. Hier liegt eine der besten Wurzeln seiner Stimmungskunst. Das starke Familiengefühl mit seiner andachtsvollen Pietät ging bis auf kleine Einzelheiten, bis auf den „braunen Weihnachtskuchen", (Bd. I, 175) den seine Mutter so meisterlich zu backen verstand, bis auf Medaillons, Haarlöckchen, Bilder, alte Truhen, Möbel — alles war wichtig und heilig samt den alten Geschichten, die damit unauslöschlich verbunden waren.[2] Jedes Stück vom Urväterhausrat war imstande, bei Storm längst verklungene Begebenheiten mit all ihrem Stimmungsgehalt wieder in Erinnerung zu rufen und ein Motiv in einer Dichtung abzugeben.

---

[1]) Brief an Emil Kuh vom 13. 8. 73. Westerm. M. Bd. 67 S. 270.

[2]) Vergl. hierzu: Deutsche Rundschau, Juli 1880, S. 31—58: Erich Schmidt: Theodor Storm.

Auf eine Stammeseigentühmlichkeit, die Storm als Dichter sehr zu gute kam, verweist uns sein Landsmann Klaus Groth: [1]) „Storm stammte aus jenem Distrikt des westlichen Holsteins, wo sich die Leute untereinander wie eine einzige Familie durch und durch kennen bis zu des Herzen innersten Angelegenheiten, bis zu des Charakters geheimsten Falten. . . . . . Von der Innigkeit des Verkehrs unter den dortigen Bewohnern macht sich der Fremde kaum eine Vorstellung." — Diese aus altem Geschlecht auf den Enkel überkommene Hingebung und Fähigkeit, in der Seele eines anderen mit liebevollem Verständnis zu lesen, ist eine weitere Grundlage für seine Stimmungskunst. Von hier aus gesehen erhält die zarte, feine Linienführung seiner Charakteristiken die rechte Beleuchtung. Ganz neue Seiten des menschlichen Gemütes weiß uns Storm aufzudecken, die wir wegen ihrer ungemeinen Zartheit bisher nicht beachtet haben. Allerdings müssen wir lernen, zwischen den Zeilen zu lesen, nur eben angedeutete Linien bis zu ihrem Ausgangspunkte zu verfolgen, um dann eine Offenbarung zu erleben und in ungeahnte Tiefen zu blicken. Hier wird dem zergliedernden Verstande ein Noli me tangere zugerufen. Beim festen Zugreifen bleibt uns nichts in der Hand als ein zerrissenes Spinnweben, das einen Augenblick vorher mit seinen Goldfäden in der Sonne funkelte. Wieso gerade in diesem Punkte eine Seite seines Wesens getroffen ist, bestätigt uns seine Tochter Gertrud in „Theod. Storms letzten Stunden" [2]), wo sie uns berichtet, wie ihr Vater alles gewußt habe, was sie bedrückte und quälte, ohne daß sie mit ihm darüber gesprochen hätte.

Mit diesem „tief innerlichen Verstehen der Menschen untereinander," das wir als einen grundlegenden Faktor der Stormschen Stimmungskunst kennen gelernt haben, hängt noch eine andere Stammeseigentümlichkeit des Dichters zusammen, die ebenfalls für seine Stimmungskunst von großer Bedeutung

1) Westermanns Monatshefte Bd. 25, S. 330 f.

2) Westermanns Monatshefte Bd. 97.

geworden ist: „Das Heimweh und die Sehnsucht, oder will man es Melancholie nennen, die den Holsten wie den Schweizer charakterisiert, die selbst den Bewohner der öden Halligen zurücktreibt, wenn er als Seefahrer die ganze Welt und ihre Herrlichkeit gesehen.“ [1]) Bei der Betrachtung der Storm'schen Schriften kommt Klaus Groth zu dem Ergebnis, daß das Holstenweh Storm zum Dichter gemacht habe. „Die schöne Sehnsucht nach zu Hause, nach dem innigen Verstehen und Verstandenwerden ist der Pulsschlag in seinen Gestalten und Dichtungen. In dieser Sehnsucht verklärt sich ihm die Heimat und verklärt er sie uns, und es mag wohl sein, daß auch nur wir unsern Storm so recht verstehen. [1])

Wir können uns an seinen Werken und Briefen aus der „Verbannung“, wie Storm die Zeit seines Fernseins von Husum nennt, überzeugen, daß Klaus Groth mit seiner Auffassung recht hat. Wenn Storm in Potsdam und Heiligenstadt sein „Holstenweh“ oft nicht anders meistern konnte, als dadurch, daß er Bilder aus der Heimat künstlerisch verarbeitete, wird dieses einer der wichtigsten Impulse seines dichterischen Schaffens und somit auch der Stimmungen, die in diesem zum Ausdruck kommen. So schreibt er am 9. Juni 1854 an seinen Vater: [2]) „Du wunderst Dich, wie ich Heimweh haben könne, ich will es Dir sagen:

Am Deich (Siehe Bd. VIII S. 194, 195).

Ans Haff nun fliegt die Möve,
Und Dämmrung bricht herein;
Über die feuchten Watten
Spiegelt der Abendschein. . . .

Am 15. März 1855 schrieb er an seine Eltern: [3]) „Wie gerne nähme ich mit der allerbeschränktesten Existenz fürlieb, wenn es nur irgend möglich wäre, daheim unter Euch zu sein;

[1]) Klaus Groth in Westermanns Monatsheften Bd. 25 S. 330 f.
[2]) Gertrud Storm: Th. Storms Briefe in die Heimat S. 46.
[3] Gertrud Storm: Th. Storms Briefe in die Heimat S. 51.

die eigentlichen Adern meines Lebens sind mir hier doch unterbunden."

In einem Brief an Mörike, von Potsdam aus, sucht er sein Heimweh zu erklären:[1]) „Das starke Heimatgefühl in mir, die jeden Tag mehr empfundene Unmöglichkeit, mich anderswo, namentlich hier, zu akklimatisieren, mag wohl damit zusammenhängen, daß meine Vorfahren, sowohl von Mutters als Vaters Seite, Jahrhunderte lang respektiv in ihrer Vaterstadt oder auf ihren ländlichen Erbsitzen gehaust haben, und daß ich mit diesem Bewußtsein, als könnte das garnicht anders sein, aufgewachsen bin."

Seine Heiligenstädter Briefe weisen dieselbe Heimatssehnsucht auf. Kein Wunder, daß sich in seinen Dichtungen aus der Fremde (von 1854 bis 1864) diese Stimmung wiederfindet. Namentlich weisen „Im Sonnenschein" (1854), „Auf dem Staatshof" (1858), „Drüben am Markt" (1860), „Auf der Universität" (1862), „Abseits" (1863), „Unter dem Tannenbaum" (1864), „Von Jenseit des Meeres" (1863—1864) eine Fülle von Heimaterinnerungen auf, die oft zu anmutigen Stimmungsbildern verarbeitet sind. In dem im Jahre 1857 entstandenen Gedicht „Gedenkst du noch?" (VIII, 249, 250) weht Heimwehstimmung: . . . .

Nun wird es wieder Frühling um uns her,
Nur eine Heimat haben wir nicht mehr.
Nun horch ich oft schlaflos in tiefer Nacht,
Ob nicht der Wind zur Rückfahrt möge wehen.
Wer in der Heimat erst sein Haus gebaut,
Der sollte nicht mehr in die Fremde gehen!

. . . .

Eine ungemein große Zahl von Einzelheiten, die Storm für seine Stimmungskunst verwerten konnte, haben ihm seine Heimatstadt Husum und die heimatliche Landschaft Schleswig-Holstein geboten. So lieferte ihm Husum mit seinem alten Schloß, dem baumreichen Park, dem Kloster St. Jürgen mit seinem Friedhof

[1]) Bächtold, Mörike-Storm Briefwechsel S. 44.

und der Familiengruft, dem ehrwürdigen Rathause am geräumigen Marktplatz, den hohen Giebelhäusern der alten Geschlechter, dem stattlichen großelterlichen Hause in der „Hohlen Gasse" das Gegenständliche für eine Menge Stimmungsbilder. Eindrücke seiner Jugendzeit aus dem Rittersaal des Husumer Schlosses mit den lebensgroßen Bildern von Rittern und Damen, von denen eins errötete, wenn man es ansah, glauben wir im „Eekenhof" (IV, S. 247—294) und „Im Schloß" (I, S. 117—169) wiederzufinden. Großmutters Garten mit seinen Buchsbaumrabatten, seinen zierlichen Muschelwegen und dem auf Ständern ruhenden Lusthause hat es dem Dichter besonders angetan. Die hier von Storm empfundene Gartenstimmung finden wir wieder in der Novelle „Die Söhne des Senators" (VIII S. 285 und 286) und in „Frauenritornelle" (VIII 271):

Muskathyazinten — —
Ihr blühtet einst in Großmutters Garten;
Das war ein Platz, weltfern, weit, weit dahinten.

Stimmungen, die der Knabe in Haus und Hof der Großeltern in sich eingesogen, verwendet er als Dichter in „Von Jenseit des Meeres" (I, 240, 241, 243, 246) in den „Geschichten aus der Tonne" (II, 214—216.) Die Inschrift über der Tür eines Hauses der Krämergasse in Husum verwertet der Dichter stimmungsvoll vorbeutend in „Aquis submersus" (III, 261):

Geliek as Rook und Stoof verswindt,
Also sind ock de Minschenkind.

Aus einem Briefe Storms an Emil Kuh[1]) wissen wir, daß Storm „durch Örtlichkeiten starke Eindrücke" empfangen hat. „Durch die Heide, die damals noch zwischen Husum und einem Dorfe lag," . . . . . „durch den einsamen Garten der Großmutter . . . . . auch durch die Marsch, die sich dicht an die Stadt anschließt, und durch das Meer, namentlich den bei der Ebbe so großartig öden Strand der Nordsee. . . ." Auch haben die umliegenden Wälder von Westermühlen — wie Storm

[1]) Briefwechsel Storm-Kuh, Westermanns Monatshefte Bd. 67, S. 272 f.

in demselben Briefe mitteilt — einen um so lebhafteren Eindruck auf ihn gemacht, da in der Nähe von Husum keine Wälder zu finden waren. So können wir es verstehen, wenn fast alle seine Dichtungen in der Heimat wurzeln, was uns von seiner Tochter Gertrud [1]) ganz besonders bestätigt wird. Die Stimmungen, die sich des Besuchers bemächtigen, der längere Zeit an der holsteinischen Nordseeküste geweilt hat, sind in den Storm'schen Novellen gleichsam eingefangen. Wer z. B. die Stimmung durchfühlt hat, deren sich der Beschauer nicht erwehren kann, wenn er bei steifem West und hoher Flut vom Husumer Deiche aus auf das wilde Wogengebrause des Meeres sieht, [2]) sich mit fliegenden Kleidern gegen die Gewalt des Sturmes anstemmt, der erkennt, daß die Stimmung im Schimmelreiter (VII, S. 148—280), in Carsten Curator (V, S. 75—149) ein Erlebnis des Dichters ist. Oder wer an einem sonnigen Tage mit dem Segelboot hinausfährt an Nordstrand und Pellworm vorbei, mit dem Kiel über das sagenhafte Rungholt hinstreichend, hinaus zu den Halligen, zu jenen kleinen, öden, baumlosen Eilanden, die ohne Deich den Wellen preisgegeben sind, wo des schweigsamen Inselbewohners Haus auf hoher Werft liegt (IV, S. 9), beständig umkreist von den glänzenden Silbermöven mit ihren gelben, „funkelnden Augen und den starken, vorn gebogenen Schnäbeln" (IV, S. 25) — und wenn abends bei der Rückfahrt der „Mond aus dem dunkeln Wasser aufsteigt und mit seinem sanften Licht das Meer erhellt", während eine leichte Brise aus Südwest unser Boot zur Küste treibt — dann überkommt ihn die Stimmung, wie sie uns der Dichter als Zeugnis seines Lebens in seiner Halligfahrt (IV, S. 1—34) deutlich macht. Gerade die Nordseestimmung hat besonders tief auf Storm eingewirkt; in seinen Briefen in die Heimat schreibt er: [3]) „In allen Jahren, die ich in der Fremde lebte,

[1]) Gertrud Storm: Theod. Storm, ein Bild seines Lebens, Bd. 1, S. 26.

[2]) Verfasser dieser Arbeit war einige Wochen in Husum.

[3]) Gertrud Storm: Theod. Storms Briefe in die Heimat S. 10.

war immer wieder das Brausen des Meeres an mein inneres Ohr gedrungen, und oft war ich von Sehnsucht ergriffen worden, wie nach dem Wiegenliede, womit einst die Mutter das Tosen der Welt von ihrem Kinde ferngehalten hat."

Auch die holsteinische Marschstimmung finden wir in einigen Stormschen Dichtungen wieder. Klaus Groth [1]) meint sogar, daß Storm die Marsch „mit der Vorliebe eines niederländischen Malers" gezeichnet hätte. Jedenfalls erinnert das Interieur des langgestreckten Deichgrafenhauses, das uns Storm im „Schimmelreiter" (VII, 168, 169) zeichnet: Die Wände mit den glasierten Kacheln, auf denen Schiffe, Angler, Rinder dargestellt waren, das mächtige Wandbett mit den zugeschobenen Türen, der Wandschrank, der durch seine beiden Glastüren allerlei Porzellan- und Silbergeschirr erblicken ließ, die holländische Schlaguhr — an Bilder jener Meister. In der Marsch sind die „blinkenden Wassergräben", in denen des Nachts das Wasserweib schwimmt mit ihren Fischhänden und dem glitzernden Schuppenleib. (VII, 256). Auf den „Fennen" weidet das zahlreiche Vieh, von Staren begleitet, (IV, 4) der ganze Luftraum ist im Frühling oft ein einziges Lerchensingen. (IV, 5). Die „Koppeln" haben tiefe Wassergruben, oft mit Weidenstümpfen dicht umstanden. Sie können den spielenden Kindern gefährlich werden, wenn sie die flinken schwarzen Käfer fangen oder ihr Schiffchen schwimmen lassen wollen. (III, 205, 278, 281).

Die Heidestimmung ist für einige Stormsche Dichtungen ganz besonders charakteristisch. Zu Lebzeiten des Dichters dehnte sich im Norden und Osten vom Husum die Heide viel weiter aus als heutzutage, wo man sie streckenweise in Kultur genommen hat. Schon als Knabe hat er die Heide oft durchstreift und ihre Stimmung in sich aufgenommen, wenn „die Immen und weißgrauen Hummeln auf den Blüten des Heidekrautes summten, der schöne, goldgrüne Laufkäfer unter den

[1]) Westermanns Monatshefte Bd. 25, S. 331.

dürren Stengeln rannte und nirgends sonst zu findende Schmetterlinge in den Duftwolken der Eriken und des harzigen Gagelstrauches schwebten. . . . ." (III, 204) . . . . wenn die „alten Gräbermale" ein „rosenroter Schimmer" umfliegt und das scheinbar so sorglose, verträumte Leben des Heidebauern den Wunsch erweckt, vor dem aufregenden Leben der modernen Zeit in die friedliche Einsamkeit der Heide zu flüchten. (VIII, 192). Aber auch das Heidedorf da draußen (III, 83—118) hat seine problematischen Naturen, auch hier kämpfen menschliche Leidenschaften so wild gegeneinander, daß nur „mit ein paar Handvoll Kirchhofserde wieder alles in seinen Schick gebracht" werden kann. (III, 118).

Wie Storm den Stimmungsgehalt der Wald- und Förden-landschaft Ostholsteins in seine Dichtungen hereingebracht hat, zeigen Novellen wie „Im Waldwinkel", „Im Schloß", „Zur Chronik von Grieshuus", „Immensee", „Späte Rosen".

Wenn wir auseinandersetzen, welche Elemente Storm für seine Stimmungskunst der Heimat entnommen hat, so dürfen wir einen Hauptfaktor nicht vergessen, vom dem der eigentliche Stimmungston der Landschaft wesentlich abhängt: das ist das Klima. Storm war besonders fein organisiert, die Landschafts-stimmung in ihrer Besonderheit, je nach ihrer Beleuchtung und Jahreszeit — sei es bei Sonnenschein, oder bei dem im Norden so oft vorkommenden Nebel, sei es bei Sturm und Regen — zu empfinden und fähig, ihr Ausdruck zu verleihen. Die lieb-liche, einschmeichelnde, sinnentrunkene Stimmung der lauen, nordischen Sommernächte, in denen „die schöne heidnische Frau Venus aufersteht uud umgeht, um die armen Menschenherzen zu verwirren", (III, 248) der lachende Frühlingssonnenschein, der über der Heide, den Marschen, der Meeresfläche liegt, daß sie „wie brennend Silber funkelt" (VIII, 237) oder durch das Laub der Bäume fließt und „wie ein Goldnetz über den Spitzen der Kräuter hängt", (I, 101) die graue Stimmung der Nebel-landschaft, (VIII, 194: Die Stadt) die herbe, kraftvolle und zu

Taten gegen das Element aufreizende Stimmung der herbstlichen Flutstürme (VII, 148, 275—280 Schimmelreiter) — sie sind alle vom Dichter erlebt.

Eine Stimmung die als Unterton in fast allen seinen Gedichten und Novellen durchklingt, ist auf das Klima seiner Heimat zurückzuführen, die eine beträchtliche Anzahl von Tagen aufzuweisen hat, an denen die düsteren Marschnebel „auf die Dächer" und aufs Gemüt drücken: Die Schwermut. Hiermit ist die Grundstimmung seines Wesens angegeben, von der sich Storm nie hat befreien können. Dies Moment macht sich in seinen Werken zwar nicht immer unverhüllt bemerkbar, aber es ist da, verleiht ihnen einen ganz besonderen Reiz — und das ist das Eigentlich-Storm'sche. Es liegt eben so tief in seinem Wesen verankert, daß es sich bemerkbar machen muß mit elementarer Gewalt. Storm „hatte auch in den Stunden des vollsten Glücks und reinsten Heiterkeit sehr deutlich das ihn nie verlassende, quälende Gefühl ihrer Vergänglichkeit. . . Als Storm seine Berufung nach Husum erhielt, sah er sich im Kreise der Seinen um und fragte: Welchen von Euch muß ich dafür hingeben? In den ersten Jahren seiner Rückkehr nach Husum wurde Storm von einer unheimlichen Ahnung gequält, als stehe ihm ein großer, unersetzlicher Verlust bevor." [1]) Als bald darauf seine geliebte Constanze starb (20. Mai 1865), bezeichnete Storm dieses Sterben als „ein Opfer der Heimkehr." [1]) An seinen eigenen Tod denkt er oft. Schon an seinem vierzigsten Geburtstage verspürt er „ein Lüftlein von der Gruft." (VIII, 250, 251). Er hat ebenso, wie der „Vetter" in der „Halligfahrt" erkannt: „Nur bis zu einer gewissen Grenze des Lebens fließt um unsere Nerven jener elektrische Strom, der uns über uns selbst hinausträgt und auch andere unwiderstehlich mit sich reißt." (IV, 29). Schon das erste graue Haar ist ihm wie ein Bote des Todes:

[1]) Vossische Zeitung, Juli 1888: Theod. Storm, persönliche Erinnerungen von Ludwig Pietsch.

Noch war die Jugend mein, die schöne, ganze,
Ein Morgen nur, ein Gestern gab es nicht;
Da sah der Tod im hellsten Sonnenglanze,
Mein Haar berührend, mir ins Angesicht. (VIII, 242).

„Immer, immer — spricht ein Schimmer — der von Leichensteinen blinkt" — schreibt Storm bereits am 14. Dezbr. 1855 an seine Eltern. Gerade im Augenblick aller Erdenseligkeit, wenn das Glücksgefühl im Höhepunkt steht, empfindet er die Vergänglichkeit. Er spricht diese Empfindung öfter aus. Z. B. läßt er in der Novelle „Von Jenseit des Meeres" den Geliebten zu seiner Braut sprechen: „Nein, reiße dich nicht los; ich weiß es ja, du bist ein Erdenkind wie ich, machtlos gefangen in deinem eigenen Zauber; und wie der Nachthauch durch die Blätter weht, — spurlos, so wirst auch du vergehen. —" (I, 267). In der Erzählung „Auf dem Staatshof" berichtet er von jenem „Schauer, der aus dem Verlangen nach Erdenlust und dem schmerzlichen Gefühl ihrer Vergänglichkeit so wunderbar gemischt ist." (I, 91). Storm bekennt in einem Brief an Mörike [1]) vom 5. Juli 1865, daß durch alle Briefe, die er an seine Frau geschrieben habe — während sie, fern von ihm, bei den Eltern auf Besuch weilte — die Angst gehe, sie zu verlieren.

Wenn er über die Heide schreitet, so glaubt er deutlich zu hören, daß es „dumpf aus der Erde" mit ihm wandert. (VIII, 273). Hört er in der Nacht ein Flüstern, so fragt er sich:

„Sind's Liebesworte, vertrauet dem Wind,
Die unterwegs verwehet sind?
Oder ist's Unheil aus künftigen Tagen,
Das emsig drängt sich anzusagen? (VIII, 272, 273).

Auch beim Bewohner der schleswig-holsteinischen Nordseeküste berühren sich die Extreme: Zwingt ihn einerseits das Klima mit seinen düstren Nebeln und heftigen Stürmen zur

[1]) Bächtold, Briefwechsel Mörike-Storm S. 73.

Melancholie, so veranlaßt es ihn andererseits, sich dagegen zu wehren, indem er sich mit einer Hausgemütlichkeit umgibt, wie sie eben nur in nordischen Gegenden zu finden ist. „Das behagliche Heim, von liebender Frauenhand gepflegt, war Storms eigentliche Welt. Wenn in der wohl durchwärmten Stube der Teekessel summte, ... wo der Tee in unvergleichlicher Vollendung mit hoher Meisterschaft und ich möchte sagen, mit zärtlicher Liebe für diese edle Gottesgabe bereitet wurde . . . und der Dichter mit seinen Lieben zusammensein konnte, fühlte er sich wohl und zum Schaffeu angeregt." [1]) Stimmungsbilder von häuslicher Behaglichkeit, wie Storm sie selbst schätzte und pflegte, gibt er uns in „Viola tricolor", „Im Saal", „Späte Rosen", „Beim Vetter Christian", „Lena Wies." — Die häuslichen Ruhezeiten und Feste wurden bei Storms mit aller erwünschten Umständlichkeit begangen. Mit welch froher Festesstimmung der Dichter Weihnachten zu feiern verstand, zeigt sein Brief an Brinkmann [2]), seine Novelle „Unter dem Tannenbaum" (I, 170—199), seine Briefe in die Heimat S. 10, 29, 71, 73, 74, 85, 86—89, 122, 137, 141, 161, 191, 208, 209, 216 — seine Gedichte „Knecht Ruprecht" (VIII, 244), „Weihnachtsabend" (VIII, 216). In seiner Häuslichkeit, umgeben von seinen Lieben und verständnisvollen Freunden, kam oft ein Glückgefühl, eine Freude am Leben über ihn, die überquillend sich in seine Briefe und Dichtungen ergoß. „Wie köstlich ist es zu leben, bloß zu leben!" schreibt er an Erich Schmidt [3]) noch im Jahre 1880. Am Schluß von „Viola tricolor" (III, 80) sagt er: „Laß uns das Nächste tun, das ist das Beste, was ein Mensch sich selbst und andere lehren kann." „Und das wäre?" fragte sie. „Leben, Ines; so schön und lange, wie wir es vermögen!" — Aus dieser lebenbejahenden Stimmung erwuchs auch sein Oktoberlied (VIII, 191, 192):

---

[1]) Ludwig Pietsch, Vossische Zeitung, Juli 1888.
[2]) Gertrud Storm: Theod. Storms Briefe in der Heimat S. 204—206.
[3]) Schütze: Theod. Storm, sein Leben und seine Dichtung S. 235.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

„Mit allen Fasern seiner Seele hing er am Leben und all dem Holden und Süßen, was es zu bieten vermag." [1]) Von hier aus gesehen erscheint seine Schwermut als Ausdruck der schmerzlichsten Erkenntnis, daß das schöne Leben einmal zu Ende gehen und endlich „das letzte Lied und der letzte Kuß" kommen müsse. (VIII, 202). Besonders reich an Stimmungsbildern sind seine poetischen Produktionen aus der glücklichen Zeit des innigen Zusammenlebens mit seiner Frau Constanze, die nach des Dichters eigenen Worten „schön wie ein Märchen" war. [2]) Folgende Gedichte geben unmittelbare Kunde von seiner liebesseligen Stimmung: hier handelt es sich um die allertiefsten und reinsten Empfindungen des menschlichen Gemütes überhaupt, es sind Herztöne, Naturtöne, die uns hier entgegenklingen — geboren aus der Stimmung aller Erdenseligkeit:

VIII, 249: So komme, was da kommen mag!
213: O süßes Nichtstun an der Liebsten Seite . .
214: Wer je geliebt in Liebesarmen. . . . .
214: Nun sei mir heimlich zart und gut. . . . . .
214: Schließe mir die Augen beide mit den lieben Händen zu. . . . .
249: Gedenkst du noch. . . . .
250: Du warst es doch. . . . .
204: Du willst es nicht mit Worten sagen. . . . .
204: Im Sessel du und ich zu deinen Füßen. . .
217: Im Herbst.

Nicht allein das Glück, sondern auch das Unglück ist für seine Stimmungskunst wertvoll geworden. Nach dem uner-

[1]) Ludwig Pietsch, Vossische Zeitung, Juli 1888.
[2]) Deutsche Rundschau 1899, S. 199.

wartet frühen Tod seiner Constanze (20. Mai 1865) schrieb er an ihrem Begräbnistage — wie wir von Pietsch[1]) wissen:

In der Gruft bei den alten Särgen
Steht nun ein neuer Sarg,
Darin vor meiner Liebe
Sich das süßeste Antlitz barg.

(Tiefe Schatten VIII, 267)

Nur ein Dichter kann so schreiben, wie er es am 22. Mai 1865 an Pietsch[1]) tat: „Ihr Todesstöhnen war hart und dauerte lange; zuletzt aber war es sanft wie Bienengetön; dann plötzlich, ich kann nur sagen: in vernichtender Schönheit ging eine wunderbare Verklärung über ihr Gesicht, ein sanfter, blauer Glanz wandelte flüchtig durch die gebrochenen Augen und dann war Friede und ich hatte sie verloren. . . . Den Tag darauf ist sie von Freundeshänden in den Sarg gelegt: ihren armen Kopf nahm ich in meinen Arm, so hatten wir es uns in gesunden Tagen versprochen. . . . . Übermorgen 3 Uhr wollen wir sie in unsere Gruft bringen; wenn dann die neugierige Stadt erwacht, so habe ich schon all mein Glück begraben. . . . ." Bei einem Vergleich mit der Stelle III, 62 aus „Viola tricolor" sehen wir in der Dichtung dieselben Stimmungselemente verwertet, wie sie der Brief an Pietsch enthält. Seine Kunst ist eben stärker als sein Leid. Das zeigt auch sein Brief an Mörike[2]) vom 6. Juli 1865, dem er seinen Verlust mitteilt, ihm aber gleichzeitig versichert, daß er „keines der geistigen Interessen, die ihn bisher geleitet und zur Erhaltung seines Lebens gehörten, fallen lassen wolle." Seiner Stimmung gibt er in diesem Briefe Ausdruck in folgenden Versen:

„Das Wort der Klage ist verstummt,
Ich habe keine Träne mehr;
Als trüg ich alle Schuld der Welt,

[1]) Pietsch, Vossische Zeitung, Juli 1888.
[2]) Bächtold, Briefwechsel Mörike-Storm S. 74.

So liegt es in mir tot und schwer.
Das ist die Sehnsucht, die in Qual
Um deine holde Nähe wirbt;
Doch eh' sie noch das Herz erreicht,
Mühlos die Flügel senkt und stirbt.

Storms Dichtungen zeigen an keiner Stelle — auch nicht die aus dieser Trauerzeit — eine Stimmung, wie sie aus der Hoffnung auf ein jenseitiges Wiedersehen erwachsen würde. Deshalb hing Storm eben so sehr an diesem Leben, weil er sich von einem zukünftigen nichts versprechen konnte. Die sich aus dieser Weltanschauung ergebene Stimmung klingt bei ihm immer durch. Wenn er auch unter der Wucht des Ereignisses vom 20. Mai 1865 den Wunsch ausgesprochen hat:[1]) „Wenn ich doch glauben könnte!" — so hat er doch den „Zweifel in ehrlicher Männerfaust" (VIII, 230) nicht aufzugeben vermocht. In dem oben erwähnten Brief an Mörike[2]) schreibt er: „Sie wissen ja, daß ich Ihren glücklichen Glauben nicht zu teilen vermag; Einsamkeit und das quälende Rätsel des Todes sind die beiden furchbaren Dinge, mit denen ich jetzt den stillen, unablässigen Kampf aufgenommen habe. . . . ."

„Gleich jenem Luftgespenst der Wüste" hat ihn der Unsterblichkeitsgedanke umgaukelt, aber dieser vermochte seinen kritischen Geist nicht zu befriedigen, und so wird sein Ende sein, wie er es VIII, 269 ausspricht:

„Werd' hinstürzen am Weg,
Und die alte ewige Nacht
Mich begräbt barmherzig,
Sammt allen Träumen der Sehnsucht".

Storm kann deshalb konsequenterweise in den Gläubigen, die in der Kirche betend vor dem Kreuze liegen, nur solche Leute erblicken, die sich in egoistischer Schwachheit mit schmeich-

---

[1]) Albert Köster: Briefwechsel Storm-Keller, (Deutsche Rundschau Okt. Dez. 1903, S. 57, 58.)

[2]) Bächtold: Mörike-Storm Briefwechsel S. 69.

lerischen Fantasiegebilden über die Endlichkeit des Individuums hinwegzutäuschen versuchen. In seinem Gedicht „Ein Sterbender" (VIII, 259—262) vom Jahre 1863 sagt er von diesen:

„Sie träumen . . . . .
Und diese bunten Bilder sind ihr Glück.
Ich aber weiß es, daß die Todesangst
Sie im Gehirn des Menschen ausgebrütet.
. . . .
Gefangen gab ich niemals die Vernunft,
Auch um die lockendste Verheißung nicht;
Was übrig ist, — ich harre in Geduld.
. . . .
Auch bleib der Priester meinem Grabe fern;
Zwar sind es Worte, die der Wind verweht,
Doch will es sich nicht schicken, daß Protest
Gepredigt werde dem, was ich gewesen,
Indeß ich ruh im Bann des ew'gen Schweigens."

Eine nicht unwesentliche Bereicherung erfuhr Storms Stimmungskunst durch die politischen Ereignisse, die sich an die Schleswig-Holsteinische Frage knüpften. Ohne diese hätte der Dichter, der „lieber in Maientagen, wenn die Primeln blühen und die Drosseln schlagen, still sinnend an des Baches Rand" [1]) dahinschritt, nicht gelernt, „die Trompete zu blasen". — „Denn wenn der Kreisel nicht geschlagen wird, brummt er nicht." [2])

In seinem Gedicht „Ostern" (VIII, 237, 238) vom Jahre 1848 vergleicht er das Vorgehen Dänemarks gegen die Elbherzogtümer mit dem Wellenschlag des Meeres, der sich „an der festen Wehr die grimmen Zähne machtlos reibt." Das Gedicht schließt in hoffnungsfreudiger Stimmung mit dem Ausdruck echten Männertrotzes: „Das Land ist unser, unser soll es bleiben!"

---

[1]) VIII, 266 vom Jahre 1864.

[2]) Gustav Frenssen, Jörn Uhl S. 444.

In seinem Vertrauen auf die vaterländische Gesinnung seiner Stammesbrüder und den Sieg des Guten, überkommt ihn eine Stimmung, wie wir sie bei den Freiheitssängern von 1813 finden:

„Denn kommen wird das frische Werde,
Das auch bei uns die Nacht besiegt,
Der Tag, wo diese deutsche Erde
Im Ring des großen Reiches liegt."

(VIII, 238, 239 — Herbst 1850.)

„Ich zage nicht, es muß sich wenden,
Und heiter wird die Welt erstehn,
Es kann der echte Keim des Lebens
Nicht ohne Frucht verloren gehn."

(VIII, 241, 242 — Ein Epilog, 1850).

Auch in seiner Novelle „Ein grünes Blatt" (I, 97—113) vom Jahre 1850, als nach der Schlacht von Idstedt die dänische Herrschaft sich in „zahllosen Verbannungen, Einkerkerungen, Absetzungen, Vermögensbeschlagnahmungen, in sonstigen Willkürlichkeiten und Übergriffen der verschiedensten Art geltend machte"[1]), klingt der Dichter der Freiheit durch: S. 111 und 112: Regine fragt den jungen Krieger beim Abschied: „Sag mir noch Eines; . . . . weshalb mußt du in den Krieg?" — — „Es ist für diese Erde", sagte er, „für dich, für diesen Wald — — — damit hier nichts Fremdes wandle, kein Laut dir hier begegne, den du nicht verstehst, damit es hier so bleibe, wie es ist, wie es sein muß, wenn wir leben sollen, — unverfälschte, süße, wunderbare Luft der Heimat!"

Storms Unabhängigkeitsgefühl, wie er es VIII, 263 ausdrückt:

„Der Eine fragt: Was kommt danach?
Der Andre fragt nur: Ist es recht?
Und also unterscheidet sich
Der Freie von dem Knecht" —

[1]) Paul Schütze: Th. Storm, 2. Aufl. S. 121.

ließ ihn die Interessen seiner Mitbürger gegen die Willkür der dänischen Behörden mit voller Rücksichtslosigkeit vertreten, und so hat es denn kommen müssen, wie er am 12. Juli 1853 an Mörike[1]) schreibt, daß ihm, wie fast allen jüngeren und tüchtigen Kollegen, die Bestallung kassiert worden ist und er in der Fremde sein Brot suchen mußte. Damals hat er in unbeugsamem Männerstolze die Stimmungen durchkostet, die sich später zu den Ermahnungen für seine Söhne (VIII, 247) verdichteten: „Hehle nimmer mit der Wahrheit!

Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue;
. . . . .
Was du immer kannst, zu werden,
Arbeit scheue nicht und Wachen.
Aber hüte deine Seele
Vor dem Carriere-Machen.
Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die goldnen Kälber,
Halte fest: du hast vom Leben
Doch am Ende nur dich selber."

Dieselbe Stimmung, manchmal mit etwas Ironie gemischt, findet sich VIII, 221, 222 „Vom Staatskalender", in IV, 14, 15 „Eine Halligfahrt" und in III, 150 „Von heut und ehedem." Zum letzteren ist auch Storms Brief vom 5. Dez. 1863[2]) zu vergleichen, aus dem hervorgeht, daß die III, 150 geschilderte Begebenheit auf ein Erlebnis von Storms Gattin Constanze zurückgeht.

Im November 1853 mußte Storm seine geliebte Heimat verlassen. In seinem „Abschied" (III, 245, 246) spricht er die Überzeugung aus: „Kein Mensch gedeihet ohne Vaterland." — Als nach dem Tode des Dänenkönigs am 15. Nov. 1863 die Sehnsucht nach endlicher Befreiung seines Vaterlandes in Storm

---

[1]) Bächtold: Mörike-Storm-Briefwechsel, S. 11.

[2]) Gertrud Storm: Th. Storms Briefe i. d. Heimat S. 207.

wieder mächtig wurde, schrieb er aus dieser Stimmung heraus sein Gedicht: „Gräber in Schleswig" (VIII, 263—265):

„Jetzt oder nie! Erfüllet sind die Zeiten,
Des Dänenkönigs Totenglocke gellt;
Mir klinget es wie Osterglockenläuten!"

Bei der Frage, welche Stimmungselemente Storm aus der Fremde für seine Dichtungen verwertet hat, kommt außer Potsdam und Heiligenstadt, wo er während seiner „Verbannung" beruflich tätig war, sein Studienaufenthalt in Kiel und Berlin in Betracht. Im Wesentlichen handelt es sich hier überall um landschaftliche Stimmungsbilder.

Nach L. Pietsch[1]) hat zu dem stark ausgeprägten Lokalkolorit der Novelle „Auf der Universität" (II, 87—157) die Stadt Kiel und die anmutige Umgebung der Hafenstadt, die Storm von seiner ersten Studienzeit so wohl bekannt und vertraut war, die Farben hergegeben. „Zu den mannigfachen Kieler Eindrücken gehört auch der, welchen jenes alte unter den Buchen des Düsternbrooker Gehölzes verborgene, nun bereits verschwundene Wirtshaus auf ihn machte, wo er die tragische Schlußkatastrophe jener Erzählung sich entwickeln läßt. Es war damals ein beliebter Schauplatz der Corpskneipereien und auch ähnlich verwegener Bälle und Lustbarkeiten, wie er sie dort effektvoll und farbig zu malen gewußt hat."[2])

Auch das symbolische Stimmungsmotiv in „Immensee" (I, 3—38), das nächtliche Schwimmen Reinhardts nach der unerreichbaren Wasserlilie, ist wahrscheinlich aus der Erinnerung an ein Mondscheinbad erwachsen, von dem Pietsch[3]) berichtet:

---

[1]) Ludwig Pietsch: Theod. Storm, Persönl. Erinnerungen, Vossische Zeitung 8.—13. Juli 1888.

[2]) Ludwig Pietsch: Th. Storm, eine Lebensskizze, Westermanns Monatshefte Okt. 1868—März 1869 S. 103, 104.

[3]) Ludwig Pietsch: Th. Storm, eine Lebensskizze, Westermanns Monatshefte Okt. 1868—März 1869 S. 103, 104.

„Ein kleines, scheinbar wenig bedeutendes Erlebnis während seiner Berliner Studentenzeit, das dennoch, wie es dichterischen Gemütern nicht selten geschieht, den Keim in seine Seele warf, aus welchem später eine seiner duftigsten poetischen Blüten erwachsen sollte. Es ist eine Landpartie mit einer Gesellschaft, in der auch die Frauen und die jungen Mädchen nicht fehlten, von Berlin aus nach einer Havelinsel, wo sie übernachteten (ich schließe auf Pichelsberg oder Schildhorn). Da fuhr er im Mondscheine allein im Kahne in den seebreiten Fluß hinein und badete dort in dem unheimlich bedrohlichen Gewirre der Wasserpflanzen, auf deren breiten Blättern schwimmend ihm dort wohl auch verlockend und unerreichbar in jener Nacht zuerst die „weiße Wasserlilie" von Immensee erschien."

Von November 1853 bis Oktober 1856 war Storm in Potsdam. Wir wissen aus seinen Briefen in die Heimat [1]), daß er seine Spaziergänge öfter in den Park von Sanssouci und vom Neuen Palais machte. Von seinen Potsdamer Dichtungen enthalten die Novellen „Im Sonnenschein" (I, 311—327) und „Angelika" (I, 285—310), die erste vom Jahre 1854, die zweite von 1855, Stimmungsbilder, die auf unmittelbare Anregungen dieser Parks zurückgehen. Ueber die Novelle „Im Sonnenschein" berichtet Storm selbst in seinem Briefe vom 17. Dezember 1854 an seine Eltern [2]), er habe das Stück „diesen Sommer .... auf seinen Mittagsspaziergängen bienenartig zusammengelesen, namentlich in Sanssouci, wo vor der Gemäldegalerie noch die alten Buchsbaumschnörkel der Rokokozeit schimmern und duften."

Sogar kleine Einzelheiten dieses Rokokostimmungsbildes hat Storm dem Potsdamer Park entlehnt, worauf Eduard Bertz in seiner Abhandlung: „Th. Storm in Potsdam" [3]) S. 20 aufmerksam macht.

[1]) Gertrud Storm: Th. Storms Brief in die Heimat S. 42, 44, 60.
[2]) ebenda S. 49.
[3]) Mitteilung des Vereins für die Geschichte Potsdams, Neue Folge V, Heft 3 Nr. 304.

Die Stimmung, die über dem Park von Sanssouci liegt, hat so nachhaltig auf den Dichter eingewirkt, daß sie in einigen Novellen aus späteren Jahren wieder auftaucht. So z. B. in seiner Novelle „Im Schloß“ I, 122, 123, 127, vom Jahre 1861, „Von Jenseit des Meeres“ vom Jahre 1863—1864. Hier spricht Storm I, 251 von dem „schloßartigen Gebäude, das in dem sogenannten Commodenstil erbaut und mit einem Schwulst von Ornamenten überladen war, aber dennoch in seinen hervorspringenden Profilen und in den tiefe Schatten werfenden Reliefs einen Eindruck großartiger verschollener Pracht hervorrief .... Zwei offene Flügeltüren führten auf eine Terrasse; unterhalb dieser breitete sich ein Rasen aus von solchem Umfange, daß von allen Seiten wohl nur ein lauter Ruf herüberreichen mochte. Überall in der grünen Fläche zeigten sich üppige Gruppen hochstämmiger und niedriger Rosen, die eben jetzt in voller Blüte standen und die Luft mit Wohlgerüchen erfüllten. .... (I, 251) An den Teichen und stillen Plätzen standen zwischen den hohen Laubwänden jene graziösen Statuen, zu denen die schönen Damen vom Hofe Ludwigs des Fünfzehnten das Modell gegeben (I, 250). Inmitten eines kleinen Wasserspiegels steht dort eine Venus im reinsten Stile Louisquinze. (I, 252) .... Breite Wege schlangen sich scheinbar regellos zwischen Gebüschen und kleineren Rasenpartieen; hier und dort leuchtete noch ein Jasmin mit seinen weißen Blüten ... (I, 261).. Die Laubwände an beiden Seiten standen so dicht und waren so hoch, daß ich nur wie abgeschnitten ein Stückchen Himmel über mir erblickte. Wenn ich, wo sich Gänge kreuzten, auf einen etwas freien Platz gelangte, so war mir immer, als müsse aus dem Schatten des gegenüberliegenden Ganges eine gepuderte Schöne in Reifrock und Contusche am Arm eines Stutzers von anno 1750 in den Mondschein heraustreten ...“ (I, 262).

Die Novelle „Eine Malerarbeit“ vom Jahre 1867 klingt ebenfalls in den Partieen II, 56, und II, 82, 83 an die Rokokostimmung an.

In der Schilderung der Kahnfahrt I, 290, 291 in „Angelika", die Storm 1855 in Potsdam dichtete, glaubt Ed. Bertz[1]) die Havellandschaft zu erkennen. Die Stimmung, die über der Novelle „Angelika" ausgebreitet liegt, entspricht derjenigen, mit der Storm in seiner ersten Potsdamer Zeit öfter zu kämpfen hatte, als seine Aussicht auf eine feste Lebensstellung zweifelhaft, die Einnahme dürftig, die Arbeitskraft und Arbeitslust gering und durch häufige Krankheit noch mehr herabgedrückt und der Dichter auf regelmäßige Unterstützung vonseiten der Eltern angewiesen war. Zudem ließen ihm „die Bilder der Heimat, der grauen Stadt am Meer, keine Ruhe und ihn keine volle Freude finden" ....[2]) Es ist verständlich, wenn die Stimmung, die ihn am 21. April 1854[3]) von Potsdam schreiben ließ, daß er unter einer wahren Hetzpeitsche lebe ... — am 7. Mai 1854[4]), daß die ganze Zukunft trostlos vor ihm liege .... — sich auch auf seine Dichtung übertrug und er einen jungen Mann zeichnete, dem „der Glaube an die Erreichung eines Außerordentlichen versagt ist, weil seine Fantasie ihm die vielfachen Möglichkeiten nicht vorzuhalten vermag, durch deren Verwirklichung er allein dazu gelangen könnte," (I, 288), der aus ängstlicher Sorge um die Zukunft nicht wagt, seine Braut heimzuführen und für ihr ermunterndes Wort: „Wir müssen doch auch hoffen", (I, 289) kein Verständnis hat, nicht gegen das Schicksal anzukämpfen vermag und sich sein Glück unter den Händen zerrinnen läßt. — Storm scheint sich durch „Angelika" von seinen niederdrückenden Stimmungen befreit und wieder lebensbejahenden Raum gegeben zu haben. Er gibt zu, daß „das Herz auch einmal wimmern" muß, versichert aber, daß „ein rechtes Herz gar nicht umzubringen" ist (Oktoberlied VIII, 191). Dieser Gedanke, von ihm im Jahre

[1]) Th. Storm in Potsdam, S. 22.
[2]) Pietsch, Voss. Zeitung, Juli 1888.
[3]) Gertrud Storm, Th. Storms Briefe in die Heimat S. 40.
[4]) ebenda " " " " " " S. 43.

1848 bereits ausgesprochen, hat sich bei Storm durchgesetzt trotz aller Widrigkeiten des Geschicks.

In Heiligenstadt, wo Storm von Oktober 1856 bis März 1864 weilte, tat sich ihm in dem „von abwechselnd düsteren und anmutigen Waldbergen ringsumhegten Städtchen wieder eine Zeit des stillen, häuslichen Glücks, des Lebens in der Natur, des heiteren Verkehrs mit Menschen, weß Standes und Glaubens auch immer, und des fruchtreifen poetischen Schaffens auf" — so berichtet Pietsch in seinem Aufsatz über Storm [1]), dessen Tatsächliches nach des Dichters eigener Versicherung (in einem Brief an Emil Kuh) [2]) auf eigenen Angaben beruht. — Wohl hat die dortige Landschaftsstimmung auf ihn eingewirkt; [3]) was aber an neuen Stimmungselementen durch seinen Aufenthalt in Heiligenstadt hinzukommt, läßt sich aus dem Umstande ableiten, daß Storm hier zum erstenmale für längere Jahre mit einer ausgesprochen katholischen Bevölkerung — das Eichsfeld, früher zum kurmainzischen Fürstentum gehörig, ist durchweg katholisch — in nahe Berührung kam. Storm, der (wie er an Emil Kuh schreibt), [4]) allem Religiösen sehr unbefangen gegenüberstand, in dieser Beziehung auch nichts von Entwicklungskämpfen wußte und mitunter darüber staunte, wie man Wert darauf legen kann, ob jemand über Urgrund und Endzweck der Dinge dies oder jenes glaubt oder nicht glaubt, sah sich in Heiligenstadt öfter dem öffentlichen Kult der katholischen Kirche gegenüber. Am Palmsonntag, (28. März 1858, Briefe S. 107) sieht er sich bei der schönen Frühlingssonne die Prozession an, wie Menschen und Wagen in die Stadt strömen und „das ganze Leiden Christi herumgetragen wird." Am

---

1) Westermanns Monatshefte Bd. 25, S. 98—112.

2) " " Bd. 67, S. 270

3) Gertrud Storm: Th. Storms Briefe i. d. Heimat, S. 205 (vom 7. Oktober 1863.)

4) Storm an Kuh, Brief vom 13. August 1873, Westermanus Monatshefte, Bd. 67

Charfreitag 1860 schreibt er an seinen Vater (Briefe S. 144): „Die katholische Kirche feiert jetzt in nächtlichen Prozessionen unter Fackelbeleuchtung ihre heidnisch-christlichen Frühlingsfeste.“ Es ist im Wesentlichen eine Proteststimmung, die durch solcherlei Beobachtungen in ihm erwächst und in seinen damaligen Briefen und Dichtungen zum Ausdruck kommt. In einem Briefe vom 12. Dezember 1861 (Br. S. 172) bezeichnet er Adel und Kirche „als die beiden wesentlichen Hemmnisse einer durchgreifenden Entwicklung unserer, sowie anderer Völker.“ Die Aufstellung der zahlreichen Kruzifixe in kath. Gegenden ist ihm (VIII, 247, 248) eine Verewigung des alten Frevels, ein Bild der Unversöhnlichkeit. Die Frömmelei verhöhnt er in den Gedichten: „Der Lump“ (VIII, 262) und „Zwischenreich“ (VIII, 220, 221).

Die große Macht des Beichtstuhls auf die Gemüter, die dem Dichter (Briefe S. 182) „ein gestohlenes Taschentuch gewaschen und zusammengelegt“ wieder gebracht hat, der bis ins Heiligtum der Ehe hineinreichende Einfluß des Priesters erzeugte in seinem Gemüt eine Gegenstimmung, die ihn 1861 zur Abfassung seiner Novelle „Veronica“ (II, 313—330) drängte. (Vergl. Briefe S. 182). Die Stimmungsbilder dieser Novelle, z. B. S. 316, wo Veronica beim Abendläuten das Zeichen des Kreuzes macht und ihr Angelus spricht — — S. 319: die Ausstattung des Schlafzimmers des sterbenden alten Müllers mit Cruzifix und herabhängendem Rosenkranz — S. 322: die Osterprozession mit ihrem eintönigen Gemurmel: Heilige Maria . , die barhäuptigen Männer, die geputzten Frauen, die barmherzigen Schwestern mit den weißen Schleierkappen — S. 328: das Läuten der Totenglocke und das „Requiescat“ der Gläubigen — S. 324—327: der Beichtgang Veronicas — alle sind sie dem wirklichen Leben entnommen, wie es Storm in Heiligenstadt beobachtet hat. Des Dichters Proteststimmung verkörpert sich in der Idee der Novelle: Die Frau soll ihren Fehltritt dem Gatten und nicht dem Priester berichten.

Am 12. März 1864 ging Storm als Landvogt nach Husum (Briefe i. d. Heimat S. 218). Jetzt war seine Heimatssehnsucht befriedigt und er in seiner altvertrauten Umgebung, die er nach seiner Pensionierung im Frühling 1880 mit Hademarschen vertauschte.

Das Ergebnis der bisherigen Untersuchung würde etwa mit dem zusammenfallen, was Goethe in dem S. 2 dieser Arbeit zitierten Gespräch mit Eckermann sagt. Wir sehen, es ist immer letzten Endes das eigene, persönlichste Erlebnis, was die Stimmungen erzeugt und was den Dichter zur poetischen Gestaltung drängt. So sind wir bei einigen Erzeugnissen der Storm'schen Muse imstande, den unmittelbaren „Perpendikelanstoß" festzustellen.

In der Kirche zu Drelsdorf fand Storm das Bild des kleinen Knaben mit der Lilie, das zu der ergreifenden Novelle „Aquis submersus" Veranlassung gab. — „Es waren zwei Königskinder" (V, 225—264) früher „Marx" betitelt, geht auf ein Konservatoriumserlebnis seines Sohnes, des Musiklehrers Karl, zurück. Storm berichtet Keller darüber:[1]) Karl erzählte es hier eines Abends in den Sommerferien auf der Terasse so lebhaft, daß ich es in den nächsten Wochen niederschrieb." Über die Veranlassung zu der Novelle „Carsten Curator" (V, 77—149) sind wir durch Gertrud Storm[2]) unterrichtet. Der Dichter hat sich hier von dem großen Leid, das ihm sein ältester Sohn Hans, der Alkoholiker war und niemals den ernstlichen Versuch gemacht hat, sich dem Dämon, der ihn gepackt hatte, zu entreißen, zu erlösen versucht. Schon als Siebzehnjähriger hatte Hans die Universität Kiel bezogen; bald schon schrieb ihm sein Vater: „Mir ist, als sollte von dir noch ein böser Stoß auf mein Herz kommen." Hans besaß „kein

---

[1]) Deutsche Rundschau, Januar 1904, S. 66. (Alb. Köster: Briefwechsel Storm-Keller.)

[2]) Gertrud Storm: Th. Storm ein Bild seines Lebens, II. Band, Mannesalter, S. 152 ff.

Gefühl für den Vater und die Geschwister, er wich überall nur der Notwendigkeit. Storm bot alles auf, was in seinen Kräften stand, um den Sohn zu retten. Aber alle Opfer, die oft des Vaters Kräfte weit überstiegen, alle herzlichen Bitten vermochten nicht, ihn auf den rechten Weg zurückzuführen. . . . . Lange Jahre hindurch legte sich Storm jeden Abend mit schweren Sorgen um die Zukunft seines Sohnes schlafen, und die Qual, die er so im stillen leiden mußte, war bisweilen so groß, daß ihm der Tod dagegen nur als eine Erlösung erschien. Oft bat er Hans in seinen Briefen, er sollte doch das Seine tun, um ihm sein Kissen etwas sanfter zu legen. „Es ist keine Sorge mehr," schrieb der Dichter im Februar 1875, „es ist ein Entsetzen, das mir das Blut vergiftet. Ich bin dem Unglück gegenüber völlig machtlos." Nachdem Hans mehrfach im Leben Schiffbruch gelitten hatte, ist er nach Batavia gegangen. „Noch einmal breitet die Hoffnung ihre Flügel aus, und in dem Manuskripte der Gedichte finden wir:

„An Hans.

Bald schon liegt die Jugend weit,
Komm zurück, o noch ist's Zeit!
Seitab wartend steht das Glück —
Noch ist's Zeit, o, komm' zurück!"

Aber leise schläft die Hoffnung wieder ein, und auf der nächsten Seite steht:

„Friedlos bist Du, mein armer Sohn,
Und auch friedlos bin ich durch Dich.
Wären wir, wo Deine Mutter ist,
Wir wären geborgen, Du und ich. . ."

Ein Vergleich dieser ergreifenden Darstellung Gertrud Storms, von der hier Bruchstücke mitgeteilt sind, mit „Carsten Curator" zeigt, daß Storm diese Novelle mit seinem Herzblut geschrieben hat.

Viola tricolor (III, 45—80) ist in dichterischer Selbstbefreiung aus den Stimmungen heraus entstanden, mit denen

Storm an der Seite seiner zweiten Frau in unabweisbaren Erinnerungen an seine so früh verstorbene Constanze zu kämpfen hatte. „Wie die Liebesarme einer teuren Toten, die nicht vergessen sein will, in neue Verhältnisse hineingreifen und diese verwirren, um dann alles, was rein und lauter in ihnen ist, ans Licht emporzuziehen: Das ist die dichterische Idee, die bisher sozusagen auf Storm gewartet hat, als auf den zartesten Dichter unseres Volkes. Die ganze Erzählung zittert leise wie die Luft über der Flamme" — so schreibt Emil Kuh am 12. März 1874 [1]) an Storm.

Die Stimmungen, mit denen bei Storm die kleine rührende Familiengeschichte von „Tante Fränzchen" verknüpft waren, drängten ihn zur Abfassung der Novelle „Im Sonnenschein" (I, 312—327). Er erzählt darüber an Keller: [2]) „In dem täglichen Wohnzimmer des für hiesige Verhältnisse recht stattlichen Erbhauses, das meine achtzigjährige Mutter mit einer Gesellschafterin allein bewohnt, hängt neben dem Großvater und zwei mütterlichen Urgroßeltern auch „Tante Fränzchen" (Fritzchen hieße sie eigentlich) meines Großvaters Schwester, in der silbervergoldeten Medaillonfassung, ganz wie ich sie a. a. O. (Im Sonnenschein) geschildert. Vor reichlich 30 Jahren befand ich mich in derselben Stube am Nachmittags-Teetisch meiner Mutter, als ein Maurer das kleine Medaillon mit dem dunklen Haar darin brachte, das sie bei der Reparatur unserer Familiengruft gefunden; und ich weiß noch, wie es mich traf, als ein Blick auf das Bild mich daran erinnerte, daß sie dort ein solches Medaillon auf ihrer Brust trug. Dann erzählte meine Mutter mir von ihrer Liebe und von ihrem frühen Tode. „Im Sonnenschein" ist eins der wenigen meiner Sachen, wo bestimmte Tatsachen zu Grunde liegen." Der Erzählung „Im Brauerhause", früher „Der Finger" (IV, 297—330)

---

[1]) Briefwechsel Storm-Kuh, Westermanns Monatshefte, Bd. 67, S. 366.
[2]) Deutsche Rundschau, Oktober-Dezember 1903, S. 46.

liegt nach Storms Aussage an Keller[1]) eine Familientradition einer befreundeten Familie zu Grunde.

In der Novelle „Eine Malerarbeit" (II, 51—84) hat Storm Erinnerungen an Maler Sunde verarbeitet, von dem er in seinen Briefen in die Heimat S. 95, 96 berichtet. Sunde war ein kleiner, verwachsener Mann, er war Pfingsten 1857 Gast im Stormschen Hause in Heiligenstadt und ließ als Festgeschenk für Storms Kinder die lebensgroß gemalten Porträtköpfe von Constanze und Storm zurück. Was Storm in demselben Briefe (S. 96) von einem Ausflug mit Maler Sunde nach der Teufelskanzel erzählt, taucht in der Novelle (II, S. 58) wieder auf.

Eine Familiengeschichte aus der kleinen, an der Ostsee, der Insel Fehmarn gegenüber, gelegenen Stadt Heiligenhafen bot dem Dichter die Anregung für die erschütternde Novelle „Hans und Heinz Kirch" (VI, 1—82). Die Tatsache, daß dort ein alter Schiffer den lange ersehnten Brief des verschollen geglaubten Sohnes zurückwies, weil er unfrankiert war, gab den „Perpendikelanstoß" zu der Dichtung."[2]) Der Keim zu dem Motiv vom unfrankierten Briefe lag bereits seit 1879 im Gemüt des Dichters bereit. Die Novelle entstand 1881—82. Am 26. Februar 1879 bat Keller seinen Freund Storm[3]) doch die Briefe an ihn nach der Schweiz richtig zu frankieren, da seine Schwester Regula über die 40 Pfg. Strafporto jedesmal ein Zetergeschrei erhöbe. Hierzu bemerkt Albert Köster:[4]) „In eines Dichters Seele wird das Unzulänglichste Ereignis: eine der nächsten Novellen Storms „Hans und Heinz Kirch" verwertet als das ausschlaggebende, zu entsetzlichen Folgen führende Motiv den unfrankierten Brief."

---

[1]) Deutsche Rundschau, Oktober-Dezember 1903, S. 59.

[2]) Paul Schütze: Th. Storm, S. 263.

[3]) Deutsche Rundschau, Oktober 1903, S. 61—64.

[4]) Deutsche Rundschau, Januar 1904, S. 64.

Daß auch noch anderen seiner Dichtungen Eindrücke und Erlebnisse Storms zu Grunde liegen, beweist für „John Riew'" (VIII, 41—102) die Stelle aus Gertrud Storm: Th. Storm, ein Bild seines Lebens Bd. II, S. 222, 223, für die Novelle „Abseits" (I, 203—234) Storms Briefe in die Heimat S. 209), für die „Zerstreuten Kapitel" (III, 121—199) Storms Brief an Kuh, Westermanns Monatshefte Bd. 67, S. 274, für den „Spiegel des Cyprian" (II, 250—277) ein anderer Brief Storms an Kuh, Westermanns Monatshefe Bd. 67, S. 265, für „Bulemanns Haus" (II, 278—302) ein Brief an Keller, Deutsche Rundschau Okt.—Dez. 1903, S. 46.

Wir sehen, es ist Storm ein unabweisbares Naturbedürfnis, Erlebtes und Durchfühltes in dichterische Form zu bringen. Ohne die Tätigkeit der Produktion fühlte er sich nicht wohl. „Es lebt sich doch besser" — so schreibt er am 8. August 1882 an Keller [1]) — wenn man was auf der Staffelei hat; auch dient es ja, das silberne Triebrad des Lebens in Gang zu halten."

---

[1]) Deutsche Rundschau, Dezember 1903, S. 345.

Zusammenfassung:

Der Untergrund, aus dem Storms Stimmungskunst ganz natürlich erwächst, setzt sich aus folgenden Elementen zusammen:

I. Abstammung — mit den daraus folgenden Stammeseigentümlichkeiten:
   Starkes Familiengefühl,
   Inniges Sichverstehen,
   Holstenweh, Schwermut,

II. Heimat:
   Die Stadt Husum,
   Die holsteinische Landschaft mit Meer, Marsch, Heide, Klima,

III. Politische Ereignisse,

IV. Die Fremde:
   Studienaufenthalt in Kiel und Berlin, seine „Verbannung" nach Potsdam und Heiligenstadt,

V. Besondere Lebensschicksale — alles das verbunden mit dem Drange nach künstlerischer Gestaltung.

II.

Es soll nun versucht werden, jene bewußten technischen Mittel herauszustellen, die für den eigenartigen Stimmungsgehalt der Stormschen Dichtungen charakteristisch sind.

1. Das Symbolische.

Ein von Storm gern angewandtes Mittel seiner Stimmungskunst ist die innige Verschmelzung von Natur und Seelenzustand. Diese Uebertragung der Gemütsstimmung auf die Natur und umgekehrt, von der Natur auf die Gemütsstimmung, vollzieht Storm so ungesucht, einfach, mit so keuscher Zartheit und sparsamster Verwendung der Mittel, daß er dadurch ästhetische Wirkungen von elementarer Kraft erzielt. Diese Technik kommt im letzten Grunde auf das Symbolische hinaus: Alle Dinge sind doppeldeutig insofern, als sie außer der unmittelbaren und wirklichen Bedeutnng noch eine im Verborgenen liegende, symbolische, haben als Ausdruck der Sympathie zwischen den Dingen und dem menschlichen Gemüt. Indem Storm den symbolischen Faktor verwertet, benutzt er einen Anknüpfungspunkt, der im Gemüt des Menschen bereit liegt, den er bei seinen Lesern voraussetzen kann. Bekannt ist als Symbol der Trauer die schwarze Farbe, als Symbol des Todes das Skelett mit Stundenglas und Sense; die eilenden Wolken oder der schnell dahinfliegende Vogel verkörpern die Sehnsucht usw. Hier hat jedesmal die symbolische Bedeutung einen ganz anderen Inhalt als der Gegenstand an sich, sie hat es ja auch nur mit den Gefühlswerten zu tun, die aus den Beziehungen des Gegenstandes mit dem Seelenzustande sich ergeben.

In der Novelle „St. Jürgen“ (II, 3—47) werden die Schwalben zum Symbol der Sehnsucht der Liebenden. Um die Zeit, als die Schwalben den Frühling brachten, hatte Harre von seiner Agnes Abschied nehmen müssen. In früher Morgen=

stunde, als die Schwalben um sie her im Sonnenschein schwebten und sich badeten in dem Meer von Licht und Luft, hatten sie beide auf der Plattform des Kirchturms gestanden. „Vergiß das Wiederkommen nicht!" waren der Geliebten letzte Worte gewesen. Mit jedem Jahre kehrte mit den Schwalben seine Sehnsucht wieder, während Agnes mit jedem Lenz, der die Schwalben wieder nach Norden führte, auch die Rückkehr von Harre erwartete, den ein widrig Geschick in der Fremde festhielt. Erst an jenem Herbsttage, an dem Agnesens Herz zu schlagen aufgehört, kehrt Harre als Greis in die Heimat zurück. Er findet nur eine Tote, während sich die Schwalben auf den Mauerzinnen zur Reise nach Süden rüsten und plötzlich, wie emporgeschnellt, sich senkrecht in die Luft erhoben und im blauen Himmelsraum verschwanden. Dem Dichter ist es aber, als höre er in der höchsten Luftströmung, darin die Schwalben ziehen, die letzten Worte ihres alten Liedes:

„Als ich wiederkam — war alles leer."

Ebenso unerreichbar wie die Wasserlilie, der Reinhard in jener Nacht so nahe gekommen war, daß er ihre silbernen Blätter deutlich im Mondlicht unterscheiden konnte, ist ihm die Liebe Elisabeths, mit der er früher so oft Hand in Hand gegangen, die aber jetzt die Frau eines anderen ist. (I, 32, 33).

Wie sich Anne Lene von ihrem ungetreuen Geliebten loslöst, ist symbolisch dadurch ausgedrückt, daß geschildert wird, wie sie dessen Briefe mit den Worten verbrennt: „Sie sind kalt — sie sollen heiß werden." (I, 81).

Lenore, die liebreizende Mädchengestalt in der Novelle „Auf der Universität", (II, 87—157) ist eine Ballhausdame geworden, und sitzt nach dem Tanze neben dem wüsten „Rauhgrafen" beim Schaumwein. Als wenn uns der Dichter jetzt schon sagen wollte, daß es von Leonore Beauregard bald heißen würde: sie ist gestorben — verdorben — berichtet er S. 150: „Ohne den Kopf zu erheben, der noch immer müde in ihrer Hand ruhte, nahm sie die Flasche und hielt sie schwebend über

dem leeren Glase, sodaß der Wein langsam hineinfloß und nur allmählich schäumend in dem Kelche aufstieg. Ihre Augen blickten mit einem Ausdruck von Trostlosigkeit darauf, als sehe sie ihr Leben aus der Flasche rinnen. Sie achtete auch nicht darauf, als der Schaum aus dem Glase auf den Tisch und von diesem auf den Boden floß".

Symbolisch ist die Sinnesänderung von Frau Veronika dargestellt, die sich einen Augenblick beim Tosen des schäumenden Mühlbaches vergessen und auf die Liebesworte eines anderen gehört hatte. Wieder zur Besinnung gekommen, läßt sie ihre kleinen Hände, eine nach der anderen, in ein Paar dunkle Handschuhe gleiten, die sie sonst nur der vollständigen Toilette wegen bei sich zu tragen pflegte. Beim Abschied empfand der andere nur die flüchtige Berührung der verhüllten Finger an den seinen. Mit einem vernehmlich gesprochenen „gute Nacht" hatte Veronika die Tür geöffnet und war, ihrem Manne voraus, im Dunkel des Flurs verschwunden. (II, 322).

Ganz besonders mutet uns die Symbolik an, wie sie Storm in Renate V, 44, 45 verwendet: Hier erzählt er von Josias und Renate, die wohl ahnen, daß sie sich lieben, bei denen es aber noch nicht zum klaren Bewußtsein ihrer Neigung gekommen ist, wie sie bei einem Gang in schöner Mondnacht wahrnehmen, daß beider Schatten vereint auf den Rasen fallen, und wie sie sich schweigend zu einander neigen, wenn das Mondlicht zwischen ihnen Platz gewinnen wollte, bis die Schatten aufs neue in eins zusammenfließen.

Von feiner Symbolik ist die Stelle I, 292, wo Angelika bei einem Gewitter, während die übrige Gesellschaft auf das plötzliche Wetterleuchten achtete, unvermerkt die weiße Rose aus ihrem Haar dem Geliebten zuwirft, um ihm zu sagen, daß sie beide, trotz der örtlichen Trennung, innerlich vereint seien.

Der feine Zug der Schmerzen, den die Hand der geliebten Frau aufweist, ist dem Dichter ein Symbol für die stumme Klage ihres kranken Herzens. (VIII, 205).

Die rote Rose, die in seinen Schoß fällt, der juniheiße Sommertag, der um seine Stirn weht, sind ihm, — der sich „noch einmal in Mädchenaugen schwärmerisch vergafft" hat — Symbole der Leidenschaft. (VIII, 201).

Eine ungemein stimmungsvolle Symbolik von großer Zartheit verwendet Storm in seinem Sommerliede „Juli" (VIII, 231). Er denkt dabei an eine junge Frau, die zum erstenmale ein Kind erwartet:

Klingt im Wind ein Wiegenlied,
Sonne warm herniedersieht,
Seine Ähren senkt das Korn,
Rote Beere schwillt am Dorn,
Schwer von Segen ist die Flur —
Junge Frau, was sinnst du nur?

In diesen wenigen Zeilen „vereint sich die zarteste Natursymbolik mit der Seligkeit und Keuschheit des Frauenlebens in wunderbarster Weise; sie haben nur ihresgleichen in Goethe's „Über allen Gipfeln ist Ruh!" [1])

Wir denken hier auch an Schillers Distichon: „Was er leise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils."

Die vordeutende Symbolik,

wie sie z. B. Schiller in „Wallensteins Tod" V, 5 benutzt, indem er Wallenstein als letztes Wort vor seiner Ermordung sprechen läßt:

„Ich denke einen langen Schlaf zu tun,
Denn dieser letzten Tage Qual war groß,
Sorgt, daß sie nicht zu zeitig mich erwecken" —

wendet Storm auch öfter als wirksames Stimmungsmittel an.

Eine symbolische Vordeutung ist es, wenn Storm den kleinen Johannes in „Aquis submersus" III, 279, der an der steilen Uferböschung der tiefen Wassergrube Moos suchte, kurz

[1]) A. Biese: Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker, Berlin 1896, S. 105.

vor dem Augenblick, wo er in der Flut versinkt, das Kinderverschen singen läßt, das ihm zum Totenlied wird:

„Zwei Englein, die mich decken,
Zwei Englein, die mich strecken,
Und zweie, so mich weisen
In das himmlische Paradeise.“

Auf dasselbe Ereignis deutet die Stelle III, 275, wo von des Küsters alter Trienke erzählt wird, sie habe in der Nacht vorher „drei Leichenlaken über des Pastors Haus fliegen sehn und gehe auch solch Gesichte allzeit richtig aus.“

Das Stimmungsbild II, 138—140, in dem uns Storm das öde, unwohnliche, ungepflegte Waldwirtshaus vor Augen stellt, in dessen Tanzsaal ein großer, untilgbarer Blutfleck von einem kürzlich stattgehabten Duell erzählte, das dem einzigen Sohn einer bedürftigen Offizierswitwe das Leben gekostet, bereitet auf die Ereignisse vor, die sich nun bald hier abspielen und das Schicksal der schönen, leichtsinnigen Lore Beauregard vollenden. Derselbe Schauder überfällt uns, mit dem wir am Schluß der Novelle lesen, wie Lore's Leiche aus dem Wasser der Förde gezogen wird, Seetang und Muscheln in ihrem schwarzen, triefenden Haar.

Die Scene I, 76, 77, in der der Kammerjunker, Anne Lene's Verlobter, eine Mücke quält und sie schließlich mit einer Schreibfeder durchsticht, ist symbolisch für seinen Charakter und vordeutend für sein Verhalten der Braut gegenüber, die er einfach im Stich läßt, nachdem er über ihre Vermögenslosigkeit unterrichtet ist.

„Im Waldwinkel“ (IV, 103—166) verwendet Storm ebenfalls als Stimmungsmittel die vordeutende Symbolik. In dem alternden Manne, der sich ein junges Mädchen auserſehen, um sie im weltfernen Waldwinkel zur Frau zu nehmen, steigt die Angst auf, er möchte sie verlieren, denn er weiß sehr wohl, daß Jugend lieber zur Jugend drängt. — Während eines Gewitters „hatte er sich über sie gebeugt und ließ es wie ein

Spiel an sich vorübergehen, wenn ihr blasses Antlitz aus dem Dunkel auftauchte und wieder darin verschwand. „Weißt du," sagte er, — „es heißt, man solle in den Augen eines Weibes noch mitunter das Schillern der Paradiesesschlange sehen. Eben, da der Blitz flammte, sah ich es in deinen Augen." „Schillerte es denn schön?" fragte sie nnd hielt ihre Augen offen ihm entgegen. „Betörend schön". — — (IV, 136). Wie die „schillernde Paradiesesschlange" Symbol ist für die Untreue des Mädchens, so wird ein Bild Symbol für ihre Flucht mit dem jungen Förster: Auf der Wand, deren Tapete verblichene Mohnblumen, das Sinnbild des Schlafes und der Vergessenheit, aufwies, erblickte Richard ein Gemälde. „Es war eine weite Heidenlandschaft, vielleicht die an dem Waldwinkel selbst belegene, hinter welcher eben der erste rote Sonnenduft heraufstieg; in der Ferne sah man, gleich Schattenbildern, zwei jugendliche Gestalten, eine weibliche und eine männliche, die Arm in Arm, wie schwebend, gegen den Morgenschein hinausgingen; ihnen nachblickend, auf einen Stab gelehnt, stand im Vordergrunde die gebrochene Gestalt eines alten Mannes."

Die Umrahmung zeigte eine Schrift:

„Dein jung Genoß in Pflichten
Nach dir den Schritt tät richten;
Da kam ein andrer junger Schritt,
Nahm deinen jung Genossen mit;
Sie wandern nach dem Glücke,
Sie schaun nicht mehr zurücke." (IV, 139).

Sind die beiden sich entfernenden Gestalten Franzi und der junge Jäger? — so fragt ahnungsvoll der Leser.

Im „Schimmelreiter" (VII, 147– 280) ist die vordeutende Symbolik insofern ein so glücklich gewähltes Stimmungsmittel, weil dadurch der Charakter des Unheimlichen, der über dieser Novelle liegt, verstärkt wird. Im Hause des Deichgrafen Hauke Haien, der am Schluß der Novelle mit Weib und Kind bei einem Deichbruch ertrinkt, liegt die fast neunzigjährige Trin

Jans im Sterben. (VII, 265, 266). Es mußte am Himmel eine dünnere Luftschicht über einer dichteren liegen, denn es war hohe Kimmung, und die Spiegelung hob in diesem Augenblick das Meer wie einen flimmernden Silberstreifen über den Rand des Deiches, sodaß es blendend in die Kammer schimmerte; auch die Südspitze von Jeverssand (wo einst Trins Sohn, Jins, im Schlick versunken war) war sichtbar." . . . . . . „Die alte rührte noch einmal ihre Lippen: „Jins! Jins!" und kreischend, wie ein Notschrei, brach es hervor, und ihre knöchernen Arme streckten sich gegen die draußen flimmernde Meeresspiegelung: „Hölp mi! Hölp mi! Du bist ja bawen Water. . . . . Gott gnad de Annern!" . . . . sie hatte aufgehört zu leben." . . . „In Haukes Innerem aber klang schwer die letzte Rede der Sterbenden. „Gott gnad de Annern!" sprach es leise in ihm. Was wollte die alte Hexe? Sind denn die Sterbenden Propheten?" — — S. 266, 267 berichtet der Dichter, wie durch allerlei seltsame Geschehnisse eine unheimliche Vorahnung von einem großen Unglück in die leichtgläubigen Gemüter getragen wird: Ein Wirbelwind hatte am Sonntag Lätare den goldenen Hahn von der Kirchsturmspitze herabgeworfen; im Hochsommer war vom Himmel ein groß Geschmeiß, wie Schnee gekommen und hatte hernach fast handhoch auf den Fennen gelegen; Blut ist wie Regen vom Himmel gefallen; im Waschbecken des Pfarrers haben fünf Totenköpfe wie Erbsen groß, gelegen; im August sind grausige rotköpfige Raupenwürmer über das Land gezogen und haben Korn, Mehl, Brot, und was sie fanden, weggefressen, und hat kein Feuer sie vertilgen können! . . . . „Wie schwere Luft lag es auf allen, und heimlich sagte man es sich, ein Unheil, ein schweres, würde über Nordfriesland kommen."

Auch der Umstand, daß der Schimmel des Deichgrafen die zahme Möve „Claus", die Gespielin seines Kindes, zertritt, wirkt als vordeutendes Symbol auf bald hereinbrechendes Unglück. (VII, 271, 272).

Als technisches Mittel in demselben Sinne erweist sich die Schilderung, die Storm unmittelbar an Elke's Gebet: „Herr Gott, du mein Jesus, laß uns nicht Witwe und nicht Weise werden! Schütz ihn, o lieber Gott . . !" — anschließt: „Und der Sturm setzte nicht mehr aus; es tönte und donnerte, als sollte die ganze Welt in ungeheurem Hall und Schall zu Grunde gehen." (VII, 271).

Namensymbolik.

Das Schiff, mit dem der junge Advokat in Gesellschaft der Geheimrätin mit ihrem lieblichen Töchterlein die herrliche Frühlingsfahrt zur Hallig macht, heißt „die Wohlfahrt." (IV, 5.)

In der „Düsternstraße" steht jenes alte, unheimliche Haus, in dem einst „Bulemann" wohnte. Er wurde von den Leuten „Seelenverkäufer" genannt und man erzählte von ihm, daß er früher in Westindien gewesen, dort eine schwarze Frau geheiratet und diese später samt seinen dunklen Kindern an einen Sklavenhändler verkauft habe. Die Namen Düsternstraße, Bulemann, Seelenverkäufer, schwarze Frau, dunkle Kinder, Sklavenhändler erwecken und steigern den Eindruck des Unheimlichen. (II, 278, 280.)

Im „Spiegel des Cyprian" (II, 250—277) schildert der Dichter einen Bösewicht: „Hager hat er geheißen, und ein hagerer knochiger Mann soll er gewesen sein, mit eckiger Stirn und kleinen grimmigen Augen; der struppige strohgelbe Bart — so heißt es — habe ihm wie Strahlen vom Kinn und von den Nasenflügeln abgestanden." (II, 264.)

Durch die Überschrift „Späte Rosen" (I, 41—53) wird symbolisch das Problem der so bezeichneten Novelle angedeutet. Storm schildert hier, wie einem Manne, der in Zeiten schwerer Entwicklung nicht bemerkt hat, (I, 48) wie die Züge seiner geliebten Frau allmählich den weichen Umriß der Jugend verloren und der Seidenglanz ihres blonden Haares erlosch — auf einmal der Wert und die Schönheit seiner Frau von neuem aufgeht

und er von nun an mit ihr lebt wie in einem neuen Brautstande. Am Schluß der Novelle, die mit dem Liede ausklingt: „O Jugend, o schöne Rosenzeit!“ — wird die Symbolik, die in der Überschrift liegt, erst recht verstanden mit dem Gefühl, daß man sie treffender und schöner nicht hätte wählen können.

Spökenkieker (II, 15) nennt Storm den herabgekommenen Trödler, den Geldmacher, der „segnen und raten, Menschen und Vieh besprechen konnte und alle die anderen Geheimnisse, womit derzeit noch bei den Leichtgläubigen ein einträgliches Geschäft zu machen war. (In St. Jürgen II, 3—47).

Jener Wüstling unter den Studenten, der sich in der Herabwürdigung des Weibes nicht genug tun kann und die unglückliche Lore ganz in seinem Bann hat, erhält vom Dichter den Namen „Der Raugraf“ (II, 145, 147, 149), während er die liebreizende Tochter des französischen Flickschneiders „Lore Beauregard“ nennt. (Auf der Universität, (II, 87—157.)

Der Name „Ehrenfried“ in der Novelle „Abseits“ (I, 203—234) entspricht ganz dem Charakter seines Trägers.

Ebenso führt Tobias Zippel, der unruhige Plänemacher, mit seinem zappeligen Wesen, seinen vom Dichter mit Vorbedacht gewählten Namen. Der Pfarrer des Ortes nennt ihn „Zipperlein“ (V, 284). In derselben Erzählung „Zur Wald- und Wasserfreude“ (V, 267—331) führt der kleine, dürre, hinkende Schneider, der die Geige zu streichen versuchte und von dem einmal ein Musikfreund gesagt hatte, es sei schade, daß er nichts gelernt habe (V, 280), der aber trotzdem im Wirtshause gerne aufspielte, den Übernamen „Sträkelstrakel“ (V, 280).

Das verwachsene ältliche Jüngferchen, das den ganzen Kopf voll grauer Pfropfenzieherlöckchen hatte und beim Sitzen zur Erhöhung ihrer kleinen Person einen ihrer Füße unterzuschieben pflegte, wird „Lenken Ehnebeen“ genannt. (III, 301 Beim Vetter Christian III, 291—322).

2. Das Analogie-Prinzip.

Die Kunst benutzt gern Analogien zu uns selbst; sie spricht von klagenden Tönen, von jubelnden Geigen, vom grollenden Donner, vom murmelnden Bache — sie beseelt die Natur nach Analogie unseres Gemütslebens. Ähnlich verfährt Storm: Er sagt VIII, 232 (Herbst): „Seufzend in geheimer Klage streift der Wind das letzte Grün" — . . . „Nebel hat den Wald verschlungen, der dein stillstes Glück gesehn" . . .

I, 262: . . . „mitunter hauchte die Nachtluft wie ein Atemzug durch die Blätter."

I, 51: „Es rührte sich noch nichts im Hause, die Morgenruhe lag noch in allen Winkeln."

I, 50: „. . . ich trat leise auf, als fürchtete ich den Tag zu wecken." — — „In der stillen Morgenluft stiegen die Bilder der Dichtung wie Träume in mir auf."

VIII, 209, 210 (Mondlicht): Hier sind die Winde als lebendige Wesen dargestellt, die schweigen müssen, wenn das sanfte Licht des Mondes die Erde bestrahlt. „Sie säuseln nur und weben und schlafen endlich ein."

VIII, 230 (März):

„Und aus der Erde schauet nur
Alleine noch Schneeglöckchen;
So kalt, so kalt ist noch die Flur,
Es friert im weißen Röckchen."

III, 172: . . . „gelbe und blutrote Nelken blühten hier zu beiden Seiten und verhauchten ihren süßen Sommerduft."

VIII, 191, 192: (Oktoberlied)

„Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!
. . . .
Es steht die Welt in Veilchen.
. . . .
Die blauen Tage brechen an."

I, 227 (Abseits): „Es war so still, daß sie droben das leise Brennen der Sterne zu vernehmen meinte."

II, 163 (Posthuma): „Die Stimmen der Mondnacht erwachten, das Säuseln der Gräser, das Springen der Nachtblüten, das feine Singen in den Lüften . . .“

II, 12 (In St. Jürgen): „Da hörte ich unten von der Marsch herauf die Lerchen singen; und du weißt es ja wohl, mein Kind, in der Jugend ist das Herz noch so leicht, der kleinste Vogel trägt es mit empor.“

I, 260 (Von Jenseit des Meeres): „Wie gestern schlugen fern und nah die Nachtigallen; wenn sie schwiegen, war es so still, daß ich meinte, von den Sternen herab den Tau auf die Rosen fallen zu hören.“

Dem Analogieprinzip liegt immer ein Vergleichen zu Grunde.

3. Der Vergleich.

ist ein von Storm gern angewandtes Mittel seiner Stimmungskunst. Er berichtet uns I, 320 (Im Sonnenschein) von Fränzchen, daß sie „wie eine Bachstelze“ gehe. — Von den blauen Augen der Agnes heißt es II, 30 (In St. Jürgen): „Agnes, ich pflück' dir die Veilchen aus den Augen!“

II, 317 (Veronika) Veronika hat „gefirmte“ Augen.

VIII, 237 (Ostern) Wie brennend Silber funkelte das Meer,
Die Inseln schwammen auf dem hohen Spiegel.

V, 317 (Zur Wald- und Wasserfreude): Das Gold des Abendhimmels lag auf Hülsen- und Farnkräutern, die hier in unberührter Einsamkeit beisammen standen.

III, 21 (Hinzelmeier): Die Mondnacht lag wie ein Zauber draußen über den Feldern.

VI, 144 (Zur Chronik von Grieshuus): Wie bleicher Messingglanz hatte die Dezembersonne über die Heide hingeglinstert.

In derselben Novelle wird VI, 146 der Wolf „der griese Hund“ genannt, er hat „glimmende Augen.“

III, 254 (Aquis submersus): „In seiner Stimme bebte was, das wie ein lauernd Raubtier auf dem Sprunge lag, sodaß die Hand mir unversehens nach dem Degen fuhr."

III, 263 (Aquis submersus) „Ein sehnend Leid kam immer gewaltiger über mich; es zerfleischte mich mit wilden Krallen und sah mich gleichwohl mit hohlen Augen an." S. 271: „Wie auf einem dunklen Strome trieben meine Gedanken zu ihr, bei der sie allzeit Rast und Unrast fanden."

Was Lore von dem Rauhgrafen, mit dem sie im Ballhause tanzt, zu erwarten hat, läßt uns Storm durch einen Vergleich ahnen: II, 148 (Auf der Universität): „Sie hatte den Kopf in den Nacken fallen lassen, während sie fast von seinem Arm getragen wurde und nur mit den Fußspitzen den Boden berührte; er neigte sich über sie, und seine Augen lagen unbeweglich wie die eines jungen Raubvogels auf ihrem Antlitz, das sie mit geschlossenen Lidern ihm entgegenhielt."

Der junge Advokat in der „Halligfahrt" (IV, 3—34) fühlt sich plötzlich von den Armen der lieblichen Susanne umschlungen, die aus Furcht vor den Möven zu ihm hinflieht (S. 22):

„Nur ein Hauch darf beben,
Blitzen nur ein Blick;
Und die Engel weben
Fertig ein Geschick."

Aber die Verlobung kommt nicht zustande, denn der junge Mann war in dem Augenblick durch Zukunftssorgen zu nüchtern gestimmt. Nun kommt der Vergleich: (S. 26) „Es gibt Tage, die den Rosen gleichen: sie duften und leuchten, und alles ist vorüber; es folgt ihnen keine Frucht, aber auch keine Enttäuschung, keine von Tag zu Tag mitschreitende Sorge."

Einen humorvollen Vergleich benutzt Storm in der Chronik von Grieshuus VI, 95: „Junker Hinrich will den Amtschirurgus noch in später Nacht zu einem Verletzten holen. Aber der Chirurg lag schnarchend und voll süßen Biers auf seinen Kissen: „Da haben der Junker und die Frau Meisterin den trunkenen

Mann mit gütlichen Worten sanft gerüttelt, bis die müde Seele wie aus eines Brunnens Tiefe an die Oberwelt gelangte."

Die Erinnerung an einen Kirchgang aus der Knabenzeit bringt Storm stimmungsvoll in Form eines nicht mißzuverstehenden Vergleiches. II, 7 (In St. Jürgen): Die gewiß wohlgesetzte Predigt unseres Probstes fühlte ich nur wie ein „eintöniges Wellengeräusch und wie aus weiter Ferne an mein Ohr dringen."

Ein anmutiger Vergleich findet sich in VIII, 258 (Blumen): Die Kranken überreichten ihrem Augenarzte blühende Blumen, die „aus dem Schoß der Nacht von der Macht des Lichts ins Leben hinauf getrieben" worden sind. „Des Lichtes Kinder" sollen dem „Freund des holden Lichts" danken.

VIII, 230 (Februar): Die roten Knospenhüllen der Lindenzweige sind die „Wiegen, worin der Frühling die schlimme Winterzeit verträumt."

II, 114 (Auf der Universität): ... „unendliches Bienengesumme klang wie Harfenton aus dem Gipfel" des Blütenbaumes.

In V, 114 (Carsten Curator) redet Storm von dem „Sommersang der Bienen, der tönend aus dem mit Blüten überschneiten Baume" herabklingt.

I, 317, 318 (Im Sonnenschein): „Sie lachte so leicht, so mühelos, es lief über sie hin wie ein Windhauch über den See."

VII, 80 (Schweigen): .. „das Glück war wie ein Schrecken über ihn gekommen: nur sie und er, wie in der Einsamkeit des ersten Menschenpaares."

Den Vergleich, daß das Leben eine Reise, eine Wanderung sei, gebraucht der Dichter VIII, 259:

„Mein jüngstes Kind.
Ich wanderte schon lange,
Da kamest du daher;
Nun gingen wir zusammen,
Ich sah dich nie vorher.

Noch eine kurze Strecke,
— Das Herz wird mir so schwer —
Du hast noch weit zu gehen,
Ich kann nicht weiter mehr."

Dasselbe Vergleichsmotiv findet sich auch in VIII, 234,₈:

„Und geht es noch so rüstig
Hin über Stein und Steg,
Es ist eine Stelle im Wege,
Du kommst darüber nicht weg."

VIII, 202, 203:

„Laß einmal noch durch meine Brust
Des vollsten Lebens Schauer wehn,
Eh seufzend in die große Nacht
Auch meine Sterne untergehn.

4. Die Situationsstimmung.

Wie Gemälde, von zartem Stimmungshauch übertönt, muten uns manche Situationen an, die uns Storm in seinen Dichtungen vor Augen führt. Vielfach ist es das harmonische Zusammenklingen der Gemüts- mit der Naturstimmung, das Storm namentlich bei den Liebesscenen als wirksame Technik anzuwenden weiß. Bei ihm ist die Naturschilderung nie ein Ding an sich, sondern sie bleibt, um mit Zola zu reden, immer nur „un état du milieu qui détermine et complète l'homme."

Die Novelle „Im Sonnenschein" bringt I, 318 ein liebliches Stimmungsbild vom Zusammensein zweier Liebenden: Fränzchen und der junge Reiteroffizier sitzen an einem schönen Sommernachmittage in der Geißblattlaube des väterlichen Gartens. „Beisammen sein und die Stunden schlagen hören. — Und so geschah es. — Vor ihnen drüben in dem Citronenbirnbaum flog der Buchfink ab und zu, und sie hörten tief im Laube das Kreischen der Nestlinge; dann wieder, ihnen selber kaum bewußt, drang das Schluchzen des unterhalb fließenden

Wassers an ihr Ohr; mitunter sank eine Caprifolienblüte zu ihren Füßen; von Viertelstunde zu Viertelstunde schlug drüben im Hause die Amsterdamer Spieluhr. Es wurde ganz stille zwischen ihnen. Aber der Drang, den geliebten Namen leibhaftig vor sich aussprechen zu hören, überkam den jungen Mann. — „Fränzchen!„ sagte er halblaut. „Constantin!"

Die Stimmung der Situation, in der sich zwei Liebende ihrer Gegenwart versichern und glücklich sind, daß einer dem andern nahe ist, überkommt uns in I, 291 (Angelika): „Er ließ seine Hand über Bord ins Wasser gleiten, die ihre folgte ihm, und während die Flut durch ihre Finger quoll, hielten sie sich gefaßt und fühlten das geheimste Klopfen ihres Lebens."

In VIII, 193, 194 (Sommernachmittag) stehen Natur- und Gemütsstimmung in köstlicher Harmonie: In Hof und Scheuer ist es still, der Mühlstein ruht, verschlafen summen die Bienen, Miß Puck ist, benebelt vom Duft des Heues, in der Bodenlucke eingenickt, es schnarcht der Müller mit dem Gesinde. Nun ist es Zeit, wo die Müllerstochter mit ausgezogenen Pantoffeln fürsichtig zum schlaftrunkenen Müllerburschen schleicht, ihn mit der Aufforderung weckt:

„Nun küsse mich, verliebter Junge;
doch sauber, sauber! nicht zu laut!"

In „Aquis submersus" erzählt Storm III, 244—248, wie Johannes, vor den Bluthunden des Junkers flüchtend, den alten Epheubaum erklettert, der sich mit starkem Stamm an dem Turm hinaufreckt, und wie er von Katharina, die um sein Leben bangt, in ihre Kammer aufgenommen wird, wo er bleibt, bis „vom Hofe her plötzlich scharf die Hähne krähten." — „Wenn, wie es in den Liedern heißt, mitunter noch in Nächten die schöne heidnische Frau Venus aufersteht und umgeht, um die armen Menschenherzen zu verwirren, so war es dazumalen eine solche Nacht. Der Mondschein war am Himmel ausgetan, ein schwüler Ruch von Blumen hauchte durch das Fenster, und

dorten überm Walde spielete die Nacht in stummen Blitzen. — O Hüter, Hüter, war dein Ruf so fern?"

In III, 320, 321 (Beim Vetter Christian) führt der Dichter das junge Paar von der Hochzeit im wunderschönen Monat Mai, als das Haus mit Goldregen und Syringen geschmückt war und der Frühlingssonnenschein auf allen Wänden lag, ins eigene Heim. — — „Und die Stunden flogen. Lind war die Nacht; drüben in der anderen Straße um das alte Familienhaus stand einsam und dufterfüllt der Garten. Da klirrte die Pforte; es war der Vetter mit seinem jungen Weibe. Der Nachthauch säuselte in den Zweigen, oder waren es nur die Blüten, die aus der Knospenhülle drängten? Wie durch Adams Bäume vor Tausenden von Jahren, so schien auch heute noch der Mond."

VII, 80 (Schweigen) „Und wie es dann geschehen, ob noch ein Laut von ihren Lippen oder nur der Nachthauch in den Gartenbäumen, nur das stumme Sternenfunkeln über ihnen seiner jungen Liebesscheu zur Hülfe kam, das haben sie später selbst nicht scheiden können; aber der Augenblick war da, wo er das Weib und sie den Mann in ihren Armen hielt."

In all diesen Liebesscenen mit ihrer verhüllenden Symbolik zeigt Storm die ganze Feinheit seiner Stimmungskunst, wo so leicht ein einziger falscher oder zu deutlicher Ton die ganze Melodie verderben könnte.

Wie die Situationsstimmung unser Gemüt ganz gefangen nehmen kann, zeigt IV, 21 (Eine Halligfahrt): „Das Anrauschen des Meeres, das sanfte Wehen des Windes — es ist seltsam, wie das uns träumen macht." Gerne geben wir uns solchen Stimmungen hin, gehören sie doch zum Köstlichsten, was wir erleben können.

II, 114 (Auf der Universität) . . . „die äußersten Linien des Horizontes zitterten in der Luft. Kein Mensch, kein Tier war zu sehen, so weit das Auge reichte. — Ich legte mich neben dem Wässerchen im Schatten des schönen Baumes in

das Kraut. Ein Gefühl von süßer Heimlichkeit beschlich mich; aus der Ferne hörte ich das sanfte träumerische Singen der Heidelerche; über mir in den Blüten summte das Bienengetön; zuweilen regte sich die Luft und trieb eine Wolke von Duft um mich her; sonst war es still bis in die tiefste Ferne." Diese Situationsstimmung, wie sie über einem „weltfernen" Platz ausgebreitet liegt, finden wir öfter bei Storm z. B. in „Abseits" (VIII, 192) in „Frauen-Ritornelle" (Muskathyazinten VIII, 271) in der Novelle „Zur Wald- und Wasserfreude", wo er V, 285 erzählt, wie Kätti, die sich zu Hause bei ihrem unruhigen Vater nicht wohl fühlt und mit den Töchtern der Bauern nichts anzufangen weiß, manchmal mit einem Boot den Fluß hinaufrudert bis wo am Ufer entlang sich große Binsenfelder strecken. Durch eine schmale Öffnung konnte man mit eingezogenen Rudern auf einen stillen, ringsumschlossenen Wasserspiegel gelangen. „Hier, an schwülen Sommernachmittagen, legte sie gern ihr Fahrzeug in den Schatten einer hohen Binsenwand; auf dem Boden des Bootes hingestreckt, die schmalen Hände über dem schwarzen Haar gefaltet, konnte sie ganze Stunden hier verbringen. Die Abgeschiedenheit des Ortes, das leise Rauschen der Binsen, über denen das lautlose Gaukeln der Libellen spielte, versenkte sie in einen Zustand der Geborgenheit vor jener doch so nahen Welt ihres Vaterhauses, in der sie immer weniger sich zurecht zu finden wußte."

Solche Situationsstimmungen haben eine große Macht aufs Gemüt und geben oft unseren Entschlüssen die entscheidende Richtung. Das erlebt auch „Mamsell Meta" in der Novelle „Abseits" (I, 212—214): Wenn im klarsten Sonnenschein des heiligen Pfingstmorgens der blaue Flieder duftet, von der Marsch herauf die Lerchen singen und die Leute in ihrem Sonntagsstaat in ihren Gärten spazieren gehen, ein liebreicher Brief von treuen Verwandten kommt und fröhliche Stimmung ins Herz bringt, sodaß das Gemüt heiterer ist, als die klaue Frühlingsluft — dann legt das Mädchen vertrauensvoll ihre

Hand in die ihres Bewerbers und hofft auf eine glückliche Zukunft.

Wie Märchenstimmung kommt es über uns, wenn wir das Stimmungsbild III, 141—143 (Lena Wies) lesen! Die Situation, die uns Storm hier schildert, macht im Leser den Wunsch lebendig, auch der liebreichen Jugendfreundin Storms zuzuhören, die wie Scheherezade einen unerschöpflichen Born von Geschichten in sich trug, sich mit heranzusetzen in den „engen aber traulichen Raum“, neben den eisernen Beileger-Ofen, unter dessen blankem Messingstülp Waffeln, Pfeffernüsse und Bratäpfel warm gehalten werden und das Stübchen mit ihrem Duft erfüllen; wo am Fenster die roten Levkojen blühen, von fern die Lindenbäume rauschen, wo die Heimchen aus der Ofenwand singen, Lena Wies behaglich in ihrem Lehnstuhl sitzt und mit andachtsvoller Feierlichkeit, plattdeutsch, in gedämpftem Ton, wie aus geheimnisvoller Tiefe, ihre Geschichten erzählt.

Die sommerliche Waldstimmung ist in das Gedicht VIII, 195 (Im Walde) hineingedrängt, das uns folgende Situation ausmalt:

Eine Maid, mit den „goldenen Augen der Waldeskönigin“ sitzt unter den Bäumen im Duft des Thymians. Um sie her blitzen die blauen Fliegen summend durch die Luft, ihre braunen Locken sind von Sonnenschein umflossen. Der Wald steht schweigend da in der Windstille, und aus der Ferne lacht der Kuckuck.

5. Das Nachklingen der Stimmung.

Der Dichter legt Wert darauf, daß die Saite des Gemüts, die er in uns zum Schwingen gebracht hat, noch lange nachklingt. Er weiß seinen Darstellungen eine Kraft mitzugeben, die unsere Gedanken und Gefühle auch dann noch in der von ihm beabsichtigten Richtung in Bewegung hält, wenn wir auch die Dichtung längst zu Ende gelesen haben. Der Grund für dieses „Nachklingen“ liegt sowohl in seiner Problemstellung als

auch in der Art, wie er uns die Probleme nahebringt. So erzählt uns Storm in VIII, 107—163 (Ein Bekenntnis), daß ein Arzt seine junge, geliebte Frau tötet, um sie von den furchtbaren Qualen einer bis dahin als unheilbar gegoltenen Krankheit zu erlösen. Erst nach dieser Tat erfährt er aus einer medizinischen Zeitschrift, die er schon damals bekommen aber unbeachtet hatte liegen lassen, daß das Leiden seiner Frau nach einem neueren Verfahren zu heilen gewesen wäre. Er wendet dieses in einem ähnlichen Falle mit Erfolg an, entsagt freiwillig allem weiteren Glück und widmet sein Leben und seine Kunst in aufopfernder Tätigkeit als ein Büßender dem Dienst an der leidenden Menschheit in fremdem Lande. — Wir aber stehen erschüttert und können die Frage nicht lösen, ob Dr Jebe recht getan, als er seiner kranken Elsi das Morphiumfläschchen reichte und ob eine solche Buße, wie er sie dann auf sich nahm, die rechte gewesen sei.

Auch bei Storms anderen Problem-Novellen können unsere durch sie angeregten Gemütsbewegungen nicht zur Ruhe kommen. Darf ein Vater seinen Starrsinn so weit treiben, daß er den sehnlichst erwarteten Brief des in fernen Landen weilenden Sohnes zurückgehen läßt, weil er nicht frankiert war? (Hans und Heinz Kirch, VI, 3—82). Hat der Vater das Recht, seine Söhne bis ins Mannesalter hinein zu erziehen (I, 325) und ein glückliches Brautpaar, wie Fränzchen und den schmucken Reiteroffizier, eigenwillig zu trennen? (Im Sonnenschein, I, 313—327). Darf der Bräutigam seiner Verlobten verschweigen, daß er schon eine Geisteskrankheit durchgemacht und aus dem Grunde längere Zeit eine Heilanstalt besucht hat? (Schweigen, VII, 69—142). Hat der alternde Mann das Recht, ein junges Mädchen zur Frau zu wählen und mit ihr in aufgezwungener Einsamkeit zu leben? — oder darf sich das junge Blut durch heimliche Flucht wieder frei machen? (Waldwinkel, IV, 103—166). Die Aufrollung der Probleme, wie sie eine zweite Ehe (Viola tricolor, III, 45—80), wie sie eine nicht standesgemäße Heirat

(Zur Chronik von Grieshuus, VI, 85—190), (Im Schloß, I, 117—169), wie sie die unheimliche Macht der Vererbung (John Riew, VIII, 41—104, Carsten Curator, V, 77—149) heraufbeschwören, bringt unser Gefühlsleben in nicht so leicht wieder zu Ruhe kommende Bewegung. Bei der Novelle „Auf dem Staatshof“ (I, 57—94) können wir nicht anders, als uns immer wieder die Frage stellen, ob der Tod der armen Anne Lene eine Tat oder ein Ereignis war. Indem die Darstellung so gehalten ist, daß wir bei unserer Frage zu keiner Entscheidung kommen können, ist das Nachklingen der Stimmung erreicht. Dieses gelingt auch dem Dichter durch das Ausklingenlassen einer Novelle in einem mit eindringlicher Kraft auf uns wirkenden Stimmungsbilde, wie das z. B. in „Ein Fest zu Haderslevhuus“ (VI, 250—325) geradezu dämonisch schön zu nennen ist und seinen tiefen Eindruck auf unser Gemüt nicht verfehlt: VI, 324, 325: Rolf Lembeck hat sich mit seiner geraubten, toten Braut von der Zinne des alten Turmes herabgestürzt. „Der Abendhauch fuhr über die leere Turmdecke; der Hund stand mit den Vordertatzen auf den Zinnen und sah winselnd in die Tiefe .... Und über ihm flimmerten die Nachtgestirne in ihrer stummen unerschütterlichen Ruhe. — — So endeten zwei schöne Menschenblüten, und so endet diese Märe; es war, wie es in unserem alten Liede heißt: „Daß Liebe stets nur Leiden am letzten Ende gibt.“

In III, 203—287 gelingt es Storm, das Nachklingen dadurch zu erreichen, daß er uns am Schluß der Novelle ihr Motiv: „Culpa patris aquis submersus“ eindringlich wiederholt. Nachdem der unglückliche Johannes sein totes Kind gemalt und seine geliebte Katharina, die nun die Frau des finsteren Priesters ist, als eine Verzweifelte hat zurücklassen müssen, schließt die Handschrift S. 286: „Noch einmal wandte ich mich um und schaute nach dem Dorf zurück, das nur noch wie Schatten aus dem Abenddunkel ragte. Dort lag mein totes Kind — Katharina — alles, alles! — Meine alte Wunde

brannte mir in meiner Brust; und seltsam, was ich niemals hier vernommen, ich wurde plötzlich mir bewußt, daß ich vom fernen Strand die Brandung tosen hörte. Kein Mensch begegnete mir, keines Vogels Ruf vernahm ich; aber aus dem dumpfen Brausen des Meeres tönete es mir immerfort, gleich einem finsteren Wiegenliede: Aquis submersus — aquis submersus!“

6. Die Stimmung des Grauens.

Storm ist sich der Wirkung der Dinge, die aus dem geheimnisvollen Dunkel des Seelenlebens und aus dem „Reich der Geister“ auftauchen, auf unser Gemüt bewußt. Er weiß, daß wir nicht mehr davon loskommen können, uns darüber mit schaurig-süßem Gefühl zu zergrübeln. Er ist überzeugt, daß in jedes Menschen Brust — auch beim Aufgeklärtesten — ein Rest bleibt, der ihn diese Dinge nicht ganz abweisen, sondern ihn denken läßt, es könne am Ende doch etwas daran sein. So scheint ihm „das zweite Gesicht“ ein wirkungsvolles Stimmungsmotiv zu sein, das er in „Ein Bekenntnis“ VIII, 115, 116, 122, 144 in „Hans und Heinz Kirch“ VI, 76, 77, im „Schimmelreiter“ VII, 265 verwendet. Ebenso findet es sich in seinen Gedichten: VIII, 271, 272: Der Dichter weilt „nicht als der Stillsten einer“ im Kreise fröhlich zechender Freunde und hat plötzlich eine Erscheinung:

„Aus weiter Ferne hört ich eine Stille;
Und einer Stimme Laut, wie mühsam zu mir ringend,
Sprach todesmüd, doch süß, daß ich erbebte:
„Was lärmst du so, und weißt doch, daß ich schlafe!“

VIII, 272, 273: „Es ist ein Flüstern in der Nacht. . .“
VIII, 273: Über die Heide hallet mein Schritt;
Dumpf aus der Erde wandert es mit. . .“
XIII, 274, 275: „Geh nicht hinein.“

Dies letzte Gedicht enthält geradezu eine Dämonisierung des Grauens, das über der Stätte brütet, wo ein Toter gelegen.

Storm hat es auf den plötzlichen Tod eines jungen Grafen R. gemacht.[1])

. . . .

„In jenem hohen dämmrigen Gemach,
— Beklommne Schwüle ist drin eingeschlossen —
Dort hinterm Wandschirm auf dem Bette liegt
Etwas — geh nicht hinein! Es schaut dich fremd
Und furchtbar an.
Vor wenig Stunden noch
Auf jenen Kissen lag sein blondes Haupt;
Zwar bleich von Qualen, denn des Lebens Fäden
Zerrissen jäh; doch seine Augen sprachen
Noch zärtlich, und mitunter lächelt er,
Als säh er noch in goldne Erdenferne. . .)"

Welche Stellung Storm selbst diesen Dingen gegenüber einnahm, wissen wir aus seinen Briefen. Am 4. August 1882 schreibt er über „das zweite Gesicht" an Keller:[2])

„Ich stehe diesen Dingen im einzelnen Falle zwar zweifelnd oder gar ungläubig, im Allgemeinen dagegen sehr anheimstellend gegenüber, nicht daß ich Un= oder Übernatürliches glaube, wohl aber, daß das Natürliche, was nicht unter die alltägliche Wahrnehmung fällt, bei weitem noch nicht erkannt ist." Diesen Standpunkt bringt Storm auch in der Novelle „Ein Bekenntnis" (VIII, 122) zum Ausdruck: Nachdem hier der Freund von seinem „Traumgesicht" berichtet hat, schließt derselbe mit den Worten: „Was wissen wir denn auch von diesen Dingen!" Als weiterer Beleg für Storms eigene Meinung in diesen Dingen ließe sich noch sein Brief an Mörike vom 27. August 1855 verwerten[3]), wo er aus eigener Erfahrung „Beispiel und Bestätigung" gibt,

---

[1]) A. Köster: Briefwechsel Storm-Keller (Deutsche Rundschau Okt.-Dez. 1903 S. 52 Fußnote).

[2]) ebenda S. 344, 345.

[3]) Bächtold: Briefwechsel Storm-Mörike, S. 52, 54.

„inwiefern jemand durch bloße Vorstellungen oder Gedanken in einem anderen ähnlichen oder korrespondierende bewirken könne."

Wie Storm als Stimmungsmotiv das Gespensterhafte verwendet, wird am besten eine Analyse seine Novelle „Der Schimmelreiter" (VII, 147—280) ergeben. Zunächst aber sind einige Bemerkungen über das Wesen des Gespensterhaften nötig:

„Die finstere Nacht mit ihren ungeheuerlich und fremdartig formlosen Gestalten, seltsame, aus der Ferne kommende, undeutbare Geräusche begünstigen das Entstehen der Vorstellungen von unheimlichen, geisterhaften Gewalten, die aus der schwarzen, wogenden Leere um uns her hervorbrechen können; Phantasie und Aberglauben schaffen ihr Teil mit. — Das Grauen des Gespensterhaften liegt darin, das das Tote mit einem Schein des Lebens auftritt, daß in dem Toten sich ein Schatten von Leben regt." [1])

„Der Widerspruch, daß das Tote dennoch lebendig sein sollte, macht das Grauen der Gespensterfurcht aus. Das gestorbene Leben als solches ist nicht gespenstig. Wir können bei einem Leichname unbefangen wachen. Würde aber ein Windhauch seine Decke bewegen oder würde das Flackern des Lichtes uns seine Züge ungewiß machen, so würde der bloße Gedanke des Lebens in dem Toten, der uns außerdem vielleicht sehr angenehm sein kann, zunächst etwas Gespenstisches an sich haben. Mit dem Tode schließt für uns das Diesseits ab; die Eröffnung des Jenseits durch einen schon gestorben Gewesenen hat den Charakter einer furchtbaren Regelwidrigkeit. Der Gestorbene, dem Jenseits angehörig, scheint Gesetzen zu gehorchen, die wir nicht kennen." [2])

Lessing, der in seiner Hamburger Dramaturgie (Stück X—XII) vom Gespenstischen redet, meint, daß der Same, an Gespenster zu glauben, in uns allen liege, und es nur auf die

---

[1]) Volkelt: System der Ästhetik Bd. 2 S. 150, 151.

[2]) Rosenkranz: Ästhetik des Häßlichen, S. 337, 338.

Kunst des Dichters ankomme, diesen Samen zum Keimen zu bringen. Solche Kunst versteht Storm. Die schleswig-holsteinische Küste mit ihren gespenstischen Nebeln, ihren geheimnisvollen Watten und gelbgrauen Wellen, das wilde Oktoberwetter mit seinem Sturm, der das Wasser unaufhörlich wie mit Wutgebrüll an den Deichen hinauftreibt, die Dämmerung, die Himmel und Erde nicht unterscheiden läßt und nur ab und zu vom bleichen Licht des Mondes unterbrochen wird, bis eine schwarze Wolkenschicht es wieder pechfinster macht, die Krähen und Möven, die krächzend und gackernd vom Sturm ins Land hineingetrieben werden, die abergläubische Furcht der Menschen und ihre Neigung, die ihnen unerklärlichen Erscheinungen durch irgend einen Geisterspuk oder durch Teufelswerk zu deuten — — denn es gibt auf Erden allerlei Dinge, die ein ehrlich Christenherz verwirren können (VII 160) — alle diese Elemente werden vom Dichter zu einem in der Novelle überall wirksamen Stimmungsbilde verwoben, durch das wir wie durch ein Transparent die ganze Handlung vor uns abspielen sehen. Die Gestalt des Schimmelreiters selbst wird geradezu die Individualisierung des Gespenstischen.

Wie manche Präludien Stimmung und Motive des nun folgenden Musikstückes vordeutend anklingen lassen, so erzeugen auch die ersten Seiten (VII, 147—150) der Novelle in uns eine Stimmung, die dem Ganzen das Gepräge gibt, ebenfalls wird das Hauptproblem angedeutet, sodaß in uns unwillkürlich die Frage auftaucht: „Welche Bewandtnis hat es mit jenem stummen, nächtlichen Reiter? Es wird uns hier berichtet, wie der fingierte Erzähler der Novelle „Der Schimmelreiter" eine Erscheinung hat: Im Halbdunkel eines stürmischen Herbstabends, als die heulende Böen Roß und Reiter vom Deich herabzudrängen suchten und dieser nichts anderes vernahm als das Toben von Wind und Wetter und das Geschrei der Vögel, sodaß er schon ernstlich überlegte, ob es nicht besser wäre, wieder zurückzureiten, begegnete ihm eine seltsame Gestalt.

Der Reiter berichtet: „Jetzt kam auf dem Deiche etwas gegen mich heran; ich hörte nichts; aber immer deutlicher, wenn der halbe Mond ein kurzes Licht herabließ, glaubte ich eine dunkle Gestalt zu erkennen, und bald, da sie näher kam, sah ich es, sie saß auf einem Pferde, einem hochbeinigen hageren Schimmel; ein dunkler Mantel flatterte um ihre Schultern, und im Vorbeifliegen sahen mich zwei brennende Augen aus einem bleichen Antlitz an. Was war das? Was wollte der? — Und jetzt fiel mir bei, ich hatte keinen Hufschlag, kein Keuchen des Pferdes vernommen; und Roß und Reiter waren doch hart an mir vorbeigefahren! In Gedanken darüber ritt ich weiter, aber ich hatte nicht lange Zeit zum Denken, schon fuhr es von rückwärts wieder an mir vorbei; mir war, als streifte mich der fliegende Mantel, und die Erscheinung war, wie das erste Mal, lautlos an mir vorüber gestoben." (S. 149). Der Erzähler erreicht bald ein Wirtshaus, wo in dieser schlimmen Nacht der Deichgraf mit den Gevollmächtigten die Wache hält, denn es ist Gefahr vorhanden, daß die heranstürmende Flut den schützenden Deich zerbreche. Ihnen berichtet der Erzähler seine unheimliche Begegnung. „Der Schimmelreiter!" rief einer aus der Gesellschaft, und eine Bewegung des Erschreckens ging durch die Übrigen. Der Deichgraf war aufgestanden. „Ihr braucht nicht zu erschrecken," sprach er über den Tisch hin; „das ist nicht blos für uns; Anno 17 hat es auch denen drüben gegolten; mögen sie auf alles gefaßt sein!" Mich wollte nachträglich ein Grauen überlaufen: „Verzeiht!" sprach ich, „was ist das mit dem Schimmelreiter?" (S. 151).

Jetzt hat der Dichter in uns jene Stimmung und Spannung erreicht, um die eigentliche Geschichte beginnen zu können, die wir nun von einem alten Schulmeister erzählt bekommen, der etwas abseits von der übrigen Gesellschaft hinter dem Ofen saß. Während wir der Erzählung vom Schimmelreiter lauschen, weiß uns der Dichter durch ein einfaches Mittel in der einmal erzeugten Stimmung festzuhalten: Er läßt die Geschichte unter-

brechen und das Gespenst erscheinen. (S. 160): . . „unter den übrigen Gästen, die bisher lautlos zugehört hatten, nur mit dichterem Tabacksqualm das niedrige Zimmer füllend, entstand eine plötzliche Bewegung; erst einzelne, dann fast alle wandten sich dem Fenster zu. Draußen — man sah es durch die unverhangenen Fenster — trieb der Sturm die Wolken, und Licht und Dunkel jagten durcheinander; aber auch mir war es, als hätte ich den hageren Reiter auf seinem Schimmel vorbeisausen sehen. „Wart ein wenig, Schulmeister!“ sagte der Deichgraf leise. „Ihr braucht Euch nicht zu fürchten, Deichgraf!“ erwiderte der kleine Erzähler, „ich habe ihn nicht geschmäht, und hab auch dessen keine Ursach“; und er sah mit seinen kleinen, klugen Augen zu ihm auf. „Ja, ja“ meinte der andere; „laß er sein Glas nur wieder füllen.“ Und nachdem das geschehen war und die Zuhörer, meist mit etwas verdutzten Gesichtern, sich wieder zu ihm gewandt hatten, fuhr er in seiner Geschichte fort: . . . . .“

Dieselbe Technik wendet Storm S. 195, 196 an: „Der Erzähler hielt inne und blickte um sich. Ein Mövenschrei war gegen das Fenster geschlagen, und draußen vom Hausflur aus wurde ein Trampeln hörbar, als ob einer den Klei von seinen schweren Stiefeln abtrete. Deichgraf und Gevollmächtigte wandten die Köpfe gegen die Stubentür. „Was ist?“ rief der erstere. Ein starker Mann, den Südwester auf dem Kopf, war eingetreten. „Herr“, sagte er, „wir beide haben es gesehen, Hans Nickels und ich: Der Schimmelreiter hat sich in den Bruch gestürzt!“

Ein weiteres Mittel der Stimmungskunst besteht darin, daß Storm dem Bericht des Schulmeisters eine Menge von Momenten beigibt, die die Stimmung des Grausigen und Gespensterhaften weiter erzeugen und verstärken.

Leben und Schicksal des klugen, willensstarken Deichgrafen Hauke Haien zieht in der Erzählung des Schulmeisters an uns vorüber. Schon von früher Jugend an hat er über die beste Art, wie man dauerhafte Deiche baut, nachgedacht und manche

Stunde, auch bei schlimmem Wetter, am Deiche zugebracht. Als man im Februar draußen am offenen Haf auf den gefrorenen Watten angetriebene Leichen aufgefunden hatte, trieb es den jungen Hauke Haien immer wieder auf den Deich hinaus. Es war nicht zu sagen, wollte er noch weitere Toten suchen, oder zog ihn nur das Grauen, das noch auf den jetzt verlassenen Stellen brüten mußte. Nicht wie Menschen hatten diese Leichen ausgesehen, nein, wie Seeteufel, mit großen Köpfen, „gnidderschwarz und blank wie frischgebacken Brot. Und die Krabben hatten sie angeknabbert, und die Kinder schrieen laut, als sie sie sahen." (S. 158).

Dieses Stimmungsbild des Grauens verknüpft der Dichter mit einem Erlebnis Hauke Haiens, der an einem der nächsten Abende „einsam in der Öde stand, wo nur die Winde über den Deich wehten, wo nichts war als die klagenden Stimmen der großen Vögel, die rasch vorüberschossen; zu seiner Linken die leere, weite Marsch, zur anderen Seite der unabsehbare Strand mit seiner jetzt vom Eise schimmernden Fläche der Watten; es war, als liege die ganze Welt in weißem Tod." Hauke spähte hinaus, wo die Leichen gelegen hatten. „Auf jenen Stellen war jetzt das Eis gespalten; wie Rauchwolken stieg es aus den Rissen, und über das ganze Watt spann sich ein Netz von Dampf und Nebel, das sich seltsam mit der Dämmerung des Abends mischte. Hauke sah mit starren Augen darauf hin; denn in dem Nebel schritten dunkle Gestalten auf und ab, sie schienen ihm so groß wie Menschen. Würdevoll, aber mit seltsamen, erschreckenden Geberden, mit langen Nasen und Hälsen sah er sie fern an den rauchenden Spalten auf und ab spazieren; plötzlich begannen sie wie Narren unheimlich auf und ab zu springen, die großen über die kleinen und die kleinen gegen die großen; dann breiteten sie sich aus und verloren alle Form. „Was wollen die? Sind es die Geister der Ertrunkenen?" dachte Hauke. „Hoiho!" schrie er laut in die Nacht hinaus; aber die draußen kehrten sich nicht an seinen

Schrei, sondern trieben ihr wunderliches Wesen fort. Da kamen ihm die furchtbaren norwegischen Seegespenster in den Sinn, von denen ein alter Kapitän ihm einst erzählt hatte, die statt des Angesichts einen stumpfen Pull von Seegras auf dem Nacken tragen; aber er lief nicht fort, sondern bohrte die Hacken seiner Stiefel fest in den Klei des Deiches und sah starr dem possenhaften Unwesen zu, das in der einfallenden Dämmerung vor seinen Augen fortspielte. „Seid ihr auch bei uns?" sprach er mit harter Stimme; „ihr sollt mich nicht vertreiben!" Erst als die Finsternis alles bedeckte, schritt er steifen, langsamen Schrittes heimwärts. Aber hinter ihm drein kam es wie Flügelrauschen und hallendes Geschrei. . . ." (158, 159).

Durch die enge Verknüpfung des Gespensterhaften mit dem Haupthelden — dem Deichgrafen — wird das Schimmelreiter-Motiv zum Hauptmotiv der Novelle, das sich aus folgenden Elementen zusammensetzt:

1. Der Dienstjunge Carsten und der Knecht des Deichgrafen beobachten in mondhellen Nächten das Gespensterpferd auf Jevershallig,
2. der Deichgraf kauft unter merkwürdigen Umständen einen mageren, verwahrlosten Schimmel, den er eigenhändig zu seinem Reitpferd herauspflegt,
3. Carsten hat eine abergläubische Furcht vor dem Schimmel, den er mit dem Gespensterpferd auf Jvershallig für identisch hält, er verläßt seinen Dienst,
4. er findet mit seinen Verläumdungen gegen den Deichgrafen williges Gehör bei allen, die diesem übelwollen und ihm seine Erfolge mißgönnen und in Aberglauben und Gespensterfurcht befangen sind.

Alles dies ist in Beziehung gesetzt zu dem Hauptwerk des Deichgrafen, dem neuen Deichbau, an dem dieser samt den Seinen zu Grunde geht.

Jede Einzelheit bietet wieder ein Stimmungsbild für sich.

1. Bild: Auf Jevershallig, die einige tausend Schritt weiter hinaus im Wattenmeer lag und früher als Schafweide benutzt worden war, konnte man ein paar weißgebleichter Knochengerüste ertrunkener Schafe und das Gerippe eines Pferdes erkennen, von dem freilich niemand begriff, wie es dort hingekommen sei. An mondhellen Abenden sah man vom Deich aus nur die Nebeldünste leichter oder schwerer drüber hinziehen. Es war Ende März nach Feierabend, als Iven Johns und der Tagelöhner dort ein Pferd gehen sahen, einen Schimmel, den „der Teufel reiten muß". (VII, 216, 217). Die weißen Knochen der Schafe schimmerten deutlich herüber — das Pferdegerippe aber war nicht zu erblicken. Der Dienstjunge Carsten will der Erscheinung auf den Grund gehen und fährt am Abend, mit einer Stachelpeitsche bewaffnet, zur Geisterinsel hinüber, während Iven am Deich die Wache hält, Carsten kann den weidenden Schimmel nicht entdecken, nur das Pferdegerippe lag da mit seinem weißen, langen Schädel und ließ den Mond in seine leeren Augenhöhlen scheinen. Sobald er die Hallig verlassen und den Deich wieder erreicht hat, sieht er den Schimmel wieder über das Eiland gehen, den Kopf nach dem Festlande hinwendend, und Iven versichert Carsten: „Ich habe die ganze Zeit hinüber geschaut, aber es ist garnicht fort gewesen, du gingest ja gerade auf das Unwesen los." (VII, 218, 219).

2. Bild: Haucke Haien kommt von einem Ritt in die Stadt zurück und bringt noch ein zweites Pferd mit; es war rauhhaarig und mager, daß man jede Rippe zählen konnte, und die Augen lagen ihm matt und eingefallen in den Schädelhöhlen. Hauke erzählte seiner Frau, wie ihm auf dem Damm hinter dem Hafen der Stadt ein ruppiger Kerl, ein Vagabund, ein Kesselflicker oder was denn sonst begegnet sei, der ihm das Pferd zum Kaufe angeboten habe. Für ein Geringes habe er das Pferd erstanden und dem Burschen in die dargebotene Hand, die fast wie eine Klaue ausgesehen, eingeschlagen. Als

er nun weggegangen, habe der Slovake sperrbeinig, die Arme auf dem Rücken, dagestanden und habe hinter ihm her gelacht wie ein Teufel. (VII, 222, 223).

Nachdem uns der Dichter diese beiden Bilder nacheinander vorgeführt hat, beginnt er sofort die Verknüpfung derselben zum eigentlichen Schimmelreitermotiv: Als der Dienstjunge den Schimmel des Deichgrafen sieht, bleibt er plötzlich mit erschrockenen Augen stehen. Furcht und Aberglaube lassen ihn das Tier und jenes Geisterpferd auf Jevershallig als ein und dasselbe erscheinen. Nur mit äußerster Angst vermag er dem Befehl seines Herrn zu folgen und den Schimmel in den Stall zu führen. Unter der persönlichen Pflege des Deichgrafen gedeiht der Schimmel zu einem prächtigen Tier, das sich durch ein edles, fleischloses Gesicht und feurige, braune Augen auszeichnet; es läßt niemanden aufsitzen als seinen Herrn, den Deichgrafen. Der Knecht John Ivens, der versuchen will, es nach der Fenne zu reiten, wird abgeworfen. (VII, 224). „Den Schimmel reit der Teufel", hat er gemeint, „und ich!" — hat daraufhin Hauke lachend hinzugesetzt. Einige Tage später hat der Dienstjunge dem Knecht erzählt, das Pferdegerippe auf Jevershallig sei nicht mehr da, weder Tags noch bei Mondschein (S. 225), er wüßte aber wo es sei: „Es steht in unserm Stall; da steht's, seit es nicht mehr auf der Hallig ist. Es ist auch nicht umsonst, daß der Wirt es allezeit selber füttert; ich weiß Bescheid, Iven!" Der Junge will nicht weiter den Dienst in dem Stall verrichten, wo das „Teufelspferd" steht, kündigt und geht als Knecht zu Ole Peters, dem größten Widersacher des Deichgrafen, wo er für seine Geschichte mit dem Schimmel aufmerksame Lauscher fand. Man hörte ihm in behaglichem Gruseln zu und verbreitete die Sache bei allen, die gegen den Deichgrafen einen Groll im Herzen oder an derartigen Dingen ihr Gefallen hatten. (S. 226).

Damit ist der Deichgraf zum Schimmelreiter geworden.

Die weitere Technik Storms geht nun darauf hinaus, durch alles, was er sonst noch von dem Pferd berichtet, den Eindruck des Unheimlichen beim Leser festzuhalten.

S. 226: Wenn der Dienstjunge gegen Abend den Stall betrat, warf das Tier den feurigen Kopf so jäh nach ihm herum.

S. 270: „Draußen wieherte der Schimmel, daß es wie Trompetenschall in das Heulen des Sturmes hineinklang. — .. „Steigt auf, Herr!“ rief der Knecht, „der Schimmel ist wie toll, die Zügel könnten reißen!“ — . . . Schon war er auf sein Pferd gesprungen; das Tier stieg mit den Vorderhufen in die Höhe, dann gleich einem Streithengst, der sich in die Schlacht stürzt, jagte es mit seinem Reiter die Werfte hinunter, in Nacht und Sturmgeheul hinaus.“

S. 271: „Der Deichgraf Hauke Haien jagte auf seinem Schimmel dem Deiche zu. Der schmale Weg war grundlos, denn die Tage vorher war unermeßlicher Regen gefallen; aber der nasse saugende Klei schien gleichwohl die Hufe des Tieres nicht zu halten, es war, als hätte es festen Sommerboden unter sich.“

Storm läßt im weiteren Verlauf seiner Schilderung deutlich heraustreten, wie alles, was der Deichgraf unternimmt, von den abergläubischen, übelwollenden und mißgünstigen Leuten nur von dem einen Gesichtspunkt aus betrachtet wird, er treibe Teufelswerk. Seine überragende Persönlichkeit, die alle Interessenten zu zwingen versteht, schwere Opfer an Arbeit und Geld zu bringen, um Deiche mit einem neuen Profil zu bauen, die Jahrhunderte aushalten, wird nicht als Menschengröße anerkannt sondern als Ausdruck dämonischer Einflüsse gedeutet. Sogar sein Verzweiflungsgebet am Krankenlager seiner Frau: „Herr mein Gott, nimm mir sie nicht! Du weißt, ich kann sie nicht entbehren! — — Ich weiß ja wohl, du kannst nicht allezeit wie du willst, auch du nicht . .“ (S. 236) wird von der Wärterin und der Magd, die es mit angehört,

und die als Conventikelbesucher beide den „lebendigen Glauben" hatten, unter die Leute gebracht: „er hatte Gottes Allmacht bestritten; was war ein Gott denn ohne Allmacht? Er war ein Gottesleugner; die Sache mit dem Teufelspferde mochte auch am Ende richtig sein." (S. 237).

Storm benutzt hier als weiteres technisches Mittel die Kontrastparallele, indem er den ehrlichen, willensstarken Hauke Haien den selbstgerechten und beschränkten Frömmlern gegenüberstellt, die ihn immer mehr in den Geruch eines von Gott Abgefallenen bringen und der, wie ein „frommer Redner" im Conventikel ausführte, den Feind Gottes sucht, den Freund der Sünde, der wie ein Stein auf der Gemeinde lastet und dessen Gebet Fluch ist. (S. 238).

Noch in anderen Kontrastparallelen weiß Storm das Moment des Unheimlichen herauszuarbeiten, indem er den Deichgrafen in Situationen schildert, wo er in seinem geraden Wirklichkeitssinn gegen den Aberglauben seiner Umgebung ankämpft. S. 242—244: Es war an einem Novembertage, der Regen strömte und der Wind pfiff, als der Deichgraf auf seinem feurigen Schimmel bald hier, bald dort auftauchte, um die Arbeiten am Deich zu beaufsichtigen. Plötzlich hörte er das jammervolle Geschrei eines Hundes, der bisher fremd und verloren zwischen Menschen und Fuhrwerk herumgestoßen worden war: Die Arbeiter waren daran, das arme Tier im neuen Deich lebendig zu begraben. „Soll Euer Deich sich halten, so muß was Lebiges hinein!" hatte ein stiernackiger Kerl dem Deichgrafen zugerufen, „das haben unsere Großväter schon gewußt, die sich mit Euch im Christentum wohl messen durften! Ein Kind ist besser noch; wenn das nicht da ist, tut's auch wohl ein Hund!" Aber der Deichgraf hatte das winselnde Tier eigenhändig herausgeholt und in den Falten seines Mantels geborgen, trotzdem er ringsum grimmige Gesichter und geballte Fäuste bemerkt hatte. Aber sie ließen ihn gewähren, denn sie hatten abergläubische Furcht vor ihm.

S. 255—256: Eines Nachmittags hörte der Deichgraf, wie die alte Trin Jans seinem Kinde die Spukgeschichte vom Wasserweib erzählte, die in den Gräben zwischen den Fennen umherschwamm und nicht wieder ins Meer zurückschwimmen konnte, weil die Hafschleuse geschlossen war. Da habe sie geschrieen und sich mit ihren Fischhänden in ihre harten, struppigen Haare gegriffen, mit den Armen geschlagen, daß man es weithin habe klatschen hören, und sie hätten geglitzert wie Silber und Demanten. Aber beten könnten diese Kreaturen nicht, es seien Undinger, die nicht selig werden. — Da hatte der Deichgraf gerufen: „Was redet Sie dem Kinde vor? Hab ich Ihr nicht geboten, Ihre Mären für sich zu behalten oder sie den Gänsʼ und Hühnern zu erzählen?"

Das im Schimmelreiter von Storm zuletzt angewandte Mittel der Stimmungskunst besteht in dem Zurückbiegen des Schlußstimmungsbildes zum Anfangsstimmungsbilde: Hauke Haien ist mit seiner Familie in der großen Flut, die durch den Bruch des alten Deiches hereinbrandete, umgekommen. In seinem Kampfe gegen die noch unbarmherzigeren Dämonen, die als Selbstsucht, Neid, Mißgunst in den Menschenherzen wohnen, ist er unterlegen. Die Leichen sind ins Meer hinausgetrieben, sodaß niemand sie gefunden hat. Aber nach der Flut ist wiederum, wie vormals, im Mondschein auf Jevershallig jenes weiße Pferdegerippe zu sehen gewesen; das ganze Dorf will es gesehen haben. (S. 279.)

So hat uns der Dichter wieder zum Eingang der Novelle zurückgeführt und die Schlußstimmung mit der Eingangsstimmung ineinander fließen lassen, sodaß der Kreis nahtlos geschlossen ist. Und dieser Kreis umschließt die anderen Stimmungsmomente, die zu einem einzigen, großen Akkord zusammenklingen und so eine einheitliche, gewaltige ästhetische Totalwirkung erzeugen.

Wir fassen das Ergebnis der Untersuchung über die einzelnen Mittel der Stimmungskunst im Schimmelreiter in folgender Übersicht zusammen:

I. Die Einleitung erzeugt die Stimmung, die der eigentlichen Novelle das Gepräge gibt. Storm macht uns hier gleichzeitig mit der Landschaftsstimmung bekannt, die zum Wesen der Gegend gehört, in der die Novelle spielt.

II. Aufweisung der einzelnen Mittel, die Storm anwendet, um die einmal erzeugte Stimmung festzuhalten:

A) Unterbrechung der eigentlichen Rahmenerzählung durch die Erscheinung des Gespenstes,

B) es werden der Rahmenerzählung selbst (dem Bericht des Schulmeisters) eine Menge Momente beigegeben, die die bisher hervorgerufene Stimmung weiterführen und verstärken:

a) Stimmungsbild, mit einem Erlebnis des Deichgrafen verknüpft (Dämonisierung des Grauens),

b) die weitere enge Verknüpfung des Gespensterhaften mit dem Haupthelden:

1. Schimmelreitermotiv,
2. Kontrastparallelen.

III. Zurückbiegen des Schlußstimmungsbildes zum Anfangsstimmungsbilde, sodaß der Kreis geschlossen ist.

7. Die Manuskripttechnik als Stimmungsmittel.

Storm verwendet mit großer Feinheit bei einigen seiner Novellen für die Erzeugung gewisser Stimmungen die Manuskripttechnik. Durch umständlich genaue Wiedergabe von Einzelheiten, wie und wo er die Handschrift entdeckt, wie sie aussah, durch genaue Berücksichtigung von Kostümtreue und Chronologie sucht er dem Leser die Echtheit der Handschrift deutlich zu machen. In der fingierten Handschrift sucht Storm Ton und Stil der Zeitperiode wiederzugeben, der das Schriftstück angeblich entstammt. Auf diese Weise bringt es Storm fertig, uns in eine Stimmung zu versetzen, als lauschten wir dem Bericht eines Erzählers aus alter Zeit und nähmen Teil an den Leiden und Freuden eines Lebens, was längst der Ver-

gangenheit angehört. Indem wir uns in die Handschrift vertiefen, weiß uns der Dichter in dieser Illusion beständig zu erhalten. So ruft er uns z. B. im „Aquis submersus" (III, 260) plötzlich in die Gegenwart zurück, indem er den Bericht durch die Bemerkung unterbricht: „Hier schließt das erste Heft der Handschrift" — um dann S. 261 fortzufahren: „Sinnend nahm ich das zweite und zugleich letzte Heft, dessen Schriftzüge um ein Weniges unsicherer erschienen." Damit wir aber nicht vergessen, daß alles, was er uns erzählt, wörtliche, handschriftliche Überlieferungen ist, sagt er uns S. 286: „Hier endete die Handschrift."

In „Renate" wendet Storm (V, 6) denselben Kunstgriff an. Er erzählt, wie er auf dem Boden seines elterlichen Hauses in einer bei Seite gestellten Schatulle aus seines Großvaters Hausrat nach dessen Bräutigamsbriefen gekramt habe, und wie ihm bei dieser Gelegenheit ein Heft in augenscheinlich noch viel älterer Schrift in die Hände gefallen sei, dessen Inhalt er nun in Nachstehendem mitteile. Mit dieser Einleitung und den Worten: „Und somit möge der Schreiber jenes alten Aufsatzes selbst das Wort nehmen —" sind wir in der Stimmung, die nun folgende Erzählung, als von jenem alten Chronisten stammend, auf uns wirken zu lassen. In dieser Stimmung werden wir durch Unterbrechungen des Manuskriptberichts wie S. 36: „Die Handschrift ist hier lückenhaft", S. 54: „Die Handschrift ist hier unleserlich." S. 68: „Soweit die Handschrift", S. 69, wo von der Auffindung eines „ungewöhnlich langen Schreibens von 1778" erzählt wird, das den Schluß der Novelle bringt, erhalten.

In „Zur Chronik von Grieshuus" (VI, 85—190) verwendet Storm zunächst eine andere Art der Manuskripttechnik, indem er uns in der Einleitung mitteilt, wie er als Primaner die Stätte aufgesucht, wo Grieshuus gestanden und seit dieser Zeit alles gesammelt, was er über diese alte Burg habe erfahren können. Ein „Werk über die einstigen Herrensitze des Landes", sonstiges „Schrift- und Druckwerk", ferner alles, was

die Leute über Grieshuus zu erzählen hatten „vom Bürgermeister bis zum Barbier", habe er benutzt, um eine Chronik von Grieshuus zu schreiben, die er hiermit dem Leser in zwei Büchern anbiete (VI, 86—90). Er redet dann im ersten Buche (S. 90—134) und im zweiten von S. 135 an zu uns als „Chronist von Grieshuus", um dann von S. 142 an ein altes Manuskript einzuschieben, das er angeblich vom Küster des Dorfes in der Nähe von Grieshuus als ein „vergilbtes Schriftstück mit den Zügen des letzten Jahrhunderts" erhalten habe. Als Verfasser desselben nennt uns Storm den „Magister Caspar Bokenfeld", der zuerst Informator und später Pfarrer auf Grieshuus war und laut Aufzeichnung im Januar, am Sonntage Epiphanias anno 1702, Grieshuus zum erstenmal betreten habe. Die Art der Darstellung ist wiederum so gehalten, daß wir in der Stimmung bleiben, als rede ein alter Chronist zu uns.

Wenn wir die Mittel, die Storm benutzt, um uns in dieser Stimmung festzuhalten, aus seinen Chronik-Novellen überhaupt zusammenstellen, so ergibt sich außer dem bisher Gesagten Folgendes:

1. Von weit zurückliegenden geschichtlichen Ereignissen wird im Manuskript geredet als von Gegenwärtigem:

V, 13 beginnt ein Abschnitt des Manuskripts: „Anno Dom. 1705. Es gab zwar zu Zeiten des Administratoris, Hochfürstlichen Durchlaucht Christian August, mit denen geistlichen Ämtern sonderbaren Umgang; hatte doch der gewaltige Rat von Goertz das Pastorat zu Böel in Angeln auf der Hamburger Börsen an den Meistbietenden verkaufen lassen; an einen Schlemmer und Spielbruder. . . ."

VI, 142 wird von Herzog Friedericius IV., der für seinen Schwager, den Schwedischen Carolum XII. anno 1702 bei Klissow in Polen sein junges Leben gab, als von einem Zeitgenossen des Manuskriptverfassers berichtet.

2. Anschauungen der damaligen Zeit „aus der dumpfen Welt des Wunder- und Hexenglaubens" (II, 7, 8) werden als solche der Gegenwart ausgesprochen:

III, 271 erzählt das Manuskript von einer Hexe, einer jungen Person, „so wegen einbekannten Bündnisses mit dem Satan zu Aschen sollte verbrannt werden . ."

III, 268: . . . „hier geht Satan noch von Haus zu Haus! Diese Marienbilder sind nichts als Säugammen der Sinnenlust und des Papismus; die Kunst hat allezeit mit der Welt gebuhlt."

III, 275 erzählt ein altes Weib, „wie selbige zur Nacht drei Leichlaken über des Pastors Hausdach habe fliegen sehen; es gehe aber solch Gesichte allzeit richtig aus . . . ."

(V, 64 bis 66): Hexenscene.

V, 53 . . . „so ist mit Dunkelwerden ein Irrwisch nach dem andern aus dem Moore aufgeduket und ein Gemunkel und Geflimmer angegangen, daß sie das Blänkern des Wassertümpels habe sehen können, an welchem dieser gräueliche Tanz sich umdrehet."

V, 38 . . . „Der Teufel, der mir als seinem scharfen Widersacher allzeit auf den Hacken ist, hatte mit seiner höllischen Kunst meinen Gaul vom Wege in das Meer hineingegaukelt. . ."

V, 8 . . . „auch sollten drüben nach dem Holze zu, wo die alten Weiber die Moosbeeren holen, in voriger Nacht die Irrwisch gar arg getanzet haben, dessen Anblick in alle Wege besser zu umgehen."

VI, 151 wird von einer alten, blinden Frau erzählt, die „mit Geistesaugen sah, was erst die Zukunft bringen sollte". III, 273: Hexenverbrennung.

3. Eigentümliche Wendungen als Ausdruck des religiösen Lebens früherer Zeit werden eingestreut; die Zeitangaben geschehen nach den Sonntagen des Kirchenjahres:

V, 68: „Ob sie noch itzt auf dieser Erde ist, ob Gott sich ihrer schon barmherzig angenommen, darüber ist mir keine Kunde mehr geworden.“

V, 52, 53: „Ich wollte sie auf den verweisen, ohn dessen Hülf und Willen all unsre Kraft nur eitel Unmacht ist.“

V, 63: „Gott gebe uns selige Nachfolge und sammle uns wieder in der frohen Ewigkeit.“

III, 267: „Dort hat einst meiner Eltern Haus gestanden; aber anno 34 bei der großen Flut trieb es gleich hundert anderen in den grimmen Wassern; auf der einen Hälfte des Daches ward ich an diesen Strand geworfen, auf der anderen fuhren Vater und Bruder in die Ewigkeit hinaus.“

VI, 151: „Und Gott sei mit uns allen! VI, 153: „Und genade Gott auch dir, Junker Hinrich!“

V, 60: „Renate!“ rief ich. „Exi immunde spiritus!“ ..

V, 55: „Es war aber am Sonntage Reminiscere“ . . .

III, 212: „So war ich denn wieder daheim in unserm Holstenlande; am Sonntage Cantate war es anno 1661!“

VI, 147: „Es war kurz danach, am Vormittage des zweiten Sonntags nach Epiphanias.“

4. Anwendung lateinischer Flexionsformen, wie sie die Schriften damaliger Zeit häufig aufweisen:

V, 7: „So war es am Nachmittage letzten Sonntages Octobris . . .“

V, 13: „Im übrigen blieb ich nicht dahinter, weder in theologicis noch in philosophicis, hielt mich in Ersteren aber meist zu den älteren professoribus, denn insonders unter den magistris legentibus waren derer, so entgegen der Lehre Pauli und unseres Dr. Martini die Macht des Teufels zu verkleinern und sein Reich bei den Kindern dieser Welt aufzuheben trachteten“.

V, 41: „Christiane, Christiane! Siehe zu in der Gemeinde! Und packe den höllischen Gaukelnarren, so du ihn findest, feste bei den Ohren, daß du ihn sammt seinem Sauschwanze fundatim exstirpiren mögest!“

V, 43: „Lebet wohl, Herr Studiosi“ .... — „in des diaconi Hause. —“

V, 54 ...„ob seiner Gelahrheit und Verdienste um das Reich Gottes .. zum Doktor honoris causa ist creiret worden.“

VI, 143: ... „aber das sind nugae.“

VI, 152: ... „curiositatis halber.“

Ebenso werden Fremdwörter, wie sie sich in Manuskripten damaliger Zeit finden, von Storm mit Absicht benutzt.

III, 271: ... „ein grausam Spectakul.“

VI, 123: „So will ich sorgen, daß terminus zur Publikation alsbald hier anberaumet werde.“

III, 218: ... „dem Fräulein seine Reverenze machen ..

III, 221: ... „die Gueridons brennen an seinem Sarge ..

III, 222: ... „seine Condolenze zu bezeigen.“

III, 261: „Item; anno 1666 kam ich zum ersten Mal in diese Stadt ...“ Der Bürgermeister wünschte sein Conterfey von mir gemalet ... — Mein Losament aber hatte ich bei meinem einzigen und älteren Bruder.

VI, 143: ... „ohne alle Erudition ...“

5. Gebrauch von altertümelnden Wendungen:

III, 281: „Geht itzo heim ...“

III, 286: „Gehet itzo! Aber gehet in Frieden ...“

III, 279: „Da wurd ich meiner schier unmächtig ...“ ... „wir umschlangen uns inbrünstiglich“ ... Ein weher Klaglaut brach aus ihrer Brust; ...“

III, 213: ... „derweilen ich mich in der Fremde der Kunst beflissen ....“ „Wohl aber tückete mich ein anderes“

III, 216: „Doch war das schier umsonst.“ — — .. er wurde deß inne. ...

III, 221: ... „ich bin ein höriger Mann, mir ziemet Schweigen.“

III, 215: „In Begleitung seines gelahrten Hofmeisters.“

III, 220: . . . „denn sein Haar war schlohweiß geworden und seine sonst so lustigen Augen blickten gar matt und betrübsam auf mich hin.“

III, 256: . . . „es hatte mir nicht geraten wollen, maßen das gelbe Fuchsgesicht meines Wirtes allaugenblicks in meine Kammer schaute; doch wurde soviel mir kund, daß der Junker nicht nach Kiel gereiset. . . —“

III, 261: „Der Bürgermeister, . . so früher in Hamburg Turmherr und mir von dort bekannt war . . .“

III, 264: „Also war selbiger der Küster aus dem Dorfe norden der Stadt. . .“

III, 265: . . . „da hier in meines Bruders Hause paßliche Gelegenheit nicht befindlich sei.“ . . . „das sei alles hiebevor schon fürgesorget . . . . „item, es sei dazu die Schulstube in seiner Küsterei erwählet.“

III, 267: . . . er wies auf die Wasserfläche, so dazwischen liegt. . — . . „so gingen wir mitsammen in die Kirche . . .“

III, 275: „Ich mochte solch Geschwätz nicht fürder hören.

III, 282: . . „maßen Junker Wulf ohne Weib und Kind durch eines tollen Hundes Biß gar jämmerlichen Todes verfahren ist.“

VI, 149: „aus Schweden, vom König Carolus ein eigenes Sigill.“

V, 53: „Diese verständige . . . in keine Wege schreckbare Person . . .“ — „daß wir unsre Margret auf einer Lügen niemals noch betreten haben.“

V, 54: „. . wegen obbemeldter Dinge.“

V, 55: . . . „und wurd ich auch bald dessen inne . . .“

Der Gebrauch folgender Formen verstärkt ebenfalls noch den Eindruck des Altertümlichen:

III, 281: vermutendlich, III, 261: ehbevor, ohnerachtet, maßen, allwo, III, 214: anitzt, III, 216: zwo Augen, III, 262: zwo Linden, V, 7: deßunerachtet, itzt, fürbaßschreiten, V, 8: gar arg, Gestühle, V, 9: an selbigem, V, 53: erschreckliches Geheul, VI, 143: jählings, nächtens, VI, 146: Hatzrüde.

8. Das Anmutige.

Bei allen bisher betrachteten Einzelheiten der Storm'schen Stimmungskunst geht ein mit diesen stets verbundenes Moment nebenher: Das ist die Anmut. Es ist zunächst die freie und leichte Natürlichkeit, mit der Storm die Technik handhabt; von einem Zwang der Regeln, von der Mühe, die ihm Einzelheiten der Komposition bereitet haben, von „Bruchstellen", wo Teile „aneinander gekittet" worden sind, ist durchweg nichts zu merken; in maßvoller Kraft zeigen Mittel und Zweck eine wohltuende Harmonie, sodaß die ästhetische Wirkung mit fein abgewogener Ökonomie erreicht wird.

Der Eindruck des Anmutigen wird noch besonders dadurch verstärkt, daß Storm eine Menge Ausdrücke und Wendungen schöpferisch erzeugte und im gegebenen Augenblick zu verwerten verstand, die wir als anmutig empfinden und uns deshalb besonders erfreuen. So spricht er im „Weihnachtslied" (VIII, 193) von „märchenstiller Herrlichkeit", vom „frommen Zauber", der ihn in der „lieben Weihnachtszeit" wieder festhält, von dem „goldnen Kindertraum", der auf seine Augenlieder sinkt, so daß er fühlt: „ein Wunder ist geschehen." „Es weihnachtet sehr!" — läßt Storm durch Knecht Ruprecht" (VIII, 257) den Kindern sagen. Von den „Blumen" sagt er VIII, 258

„Holdselig aus der Erde brichts
Und blühet nun über alle Schranken . ."

VIII, 243 redet der Dichter von den „schlummerseligen Gesichtern der Kinder", VIII, 253 von der „Finsternis, die stumm in Halm und Zweigen hing."

II, 35: „Der Turm, der uns beide trug, ragte so einsam in den blauen Ätherraum; nur die Schwalben, auf deren stahlblauen Schwingen der Sonnenschein wie Funken blitzte, schwebten um uns her und badeten in dem Meer von Luft und Licht„.

VIII, 261: „Hier diese Räume, wo du einst gelebt,
Erfüllt ein Schimmer deiner Schönheit noch."

VIII, 122: . . . „auf seinem Antlitz war ein Lächeln, als blicke er in eine selige Vergangenheit."

VIII, 274: . . . „mitunter lächelte er, als säh er noch in goldne Erdenferne."

I, 50: . . . „ein Gefühl der Jugend überkam mich, als läge das Geheimnis des Lebens noch unentsiegelt vor mir."

VIII, 129: „So waren drei Jahre etwa uns vergangen; schnell, wie das Glück es an sich hat."

VII, 92: „Das Schweigen des Glücks lag auf beider Antlitz."

I, 51: . . . „auf den halbgeöffneten Lippen lag der köstliche Übermut der Jugend." — — . . . Es mußte eine Welt voll Frühlingsonnenlichtes sein, in welche diese jungen lachenden Augen hinaussahen."

VIII, 260: . . . „ein Mädchenlachen fliegt süß und silbern durch den Sommertag."

VIII, 260: „Und aus dem Rahmen tritt ein Mädchenkopf,
Darauf wie Frühtau noch die Jugend liegt;
Aus großen hold erstaunten Augen sprüht
Verheißung aller Erdenseligkeit."

Zusammenfassung:

Es ergeben sich aus vorliegender Untersuchung folgende Einzelheiten, die als technische Mittel für die Storm'sche Stimmungskunst in Betracht kommen:

Lebenslauf.

Am 23. Juli 1874 bin ich, Hermann Stamm, Preuße, evangelischer Konfession, in Kuhle, Kreis Solingen, als Sohn des Hauptlehrers Hermann Stamm und seiner Ehefrau Auguste, geb. Haag, geboren. Nachdem ich die Volksschule zu Burscheid, die Präparandenanstalt zu Orsoy und das Lehrerseminar zu Rheydt besucht hatte, bestand ich im Juli 1894 in Rheydt die erste Lehrerprüfung. Im Oktober 1896 machte ich in Mörs die zweite Lehrerprüfung. Die Prüfung als Lehrer an Mittelschulen und höheren Mädchenschulen legte ich 1901 und 1902 in Französisch, Religion und Geschichte, die Rektorprüfung im Juni 1904 in Coblenz ab. Im März 1911 bestand ich als Auswärtiger am Realgymnasium in Lennep die Reifeprüfung. Ich besuchte die Universität Bonn von Ostern 1905 bis 1908, dann von Ostern 1911 bis 1913 und trieb besonders germanistische, literarhistorische, philosophische, geographische und geologische Studien. In der Oberlehrerprüfung, die ich im Februar 1913 in Bonn ablegte, erwarb ich die Lehrbefähigung in philosophischer Propädeutik, Deutsch und Erdkunde für die erste Stufe. Meine Universitätslehrer waren die Herren Professoren: Benno Erdmann, Oswald Külpe, Max Wentscher, Karl Bühler, Wilhelm Wilmanns, Berthold Litzmann, Drescher, von Kraus, Justus Rein, Alfred Philippson, Steinmann, Pohlig, Dietzel, von Bezold.

Von 1894—1899 war ich an der Orsoyer Präparanden-Anstalt
„ 1899—1905 an einer Mädchenvolksschule zu Elberfeld,
„ 1905—1909 am evangel. Pädagogium in Godesberg,
„ 1909—1913 am Lyceum und Oberlyceum in Bonn,
„ 1913—1914 am Königl. Lehrerseminar zu Jüterbog
angestellt. Seit 1. Juni 1914 bin ich als Oberlehrer am Königl. Lehrerseminar in Eckernförde tätig.

Buchdr. J. C. Schwensen, Eckernförde.

Pamphlet
Binder
Gaylord Bros.
Makers
Syracuse, N. Y.
PAT. JAN 21, 1908